



1924

Kultur im Werden; Amerikanische Reiseindrücke

Alice Salomon

Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection, covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_nonfict



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Salomon, Alice, "Kultur im Werden; Amerikanische Reiseindrücke" (1924). *Prose Nonfiction*. 69.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_nonfict/69

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Nonfiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Kultur im Werden (Travel impressions of America) (Essay Collection, Scientific Work, 1924)



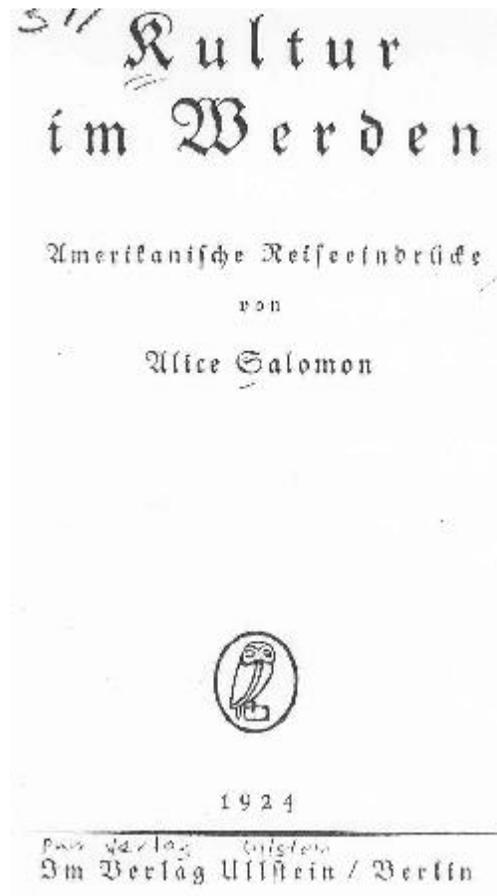
„Und Liebe, die folgt' mir und sing
mir zur Hand -
So wart' mir zur Heimat Far fernste
Land“ -

München - u.
Den amerikanischen Freunden
zugeeignet
von
Alice Salomon.

Titelseite

Kultur
im Werden
Amerikanische Reiseindrücke
von
Alice Salomon

1924
Im Verlag Ullstein / Berlin



Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis

| | | |
|----|------------------------|-----------|
| | Vorwort | <u>7</u> |
| 1. | Land und Leute | <u>11</u> |
| 2. | „Mechanik des Geistes“ | <u>16</u> |
| 3. | Frau und Mann | <u>23</u> |

| | | |
|-----|---------------------------------|----------------------------|
| 4. | Einwandererviertel | <u>30</u> |
| 5. | Klima und Dynamik | <u>36</u> |
| 6. | Lebensstil und Lebenstechnik | <u>43</u> |
| 7. | Quer durch den Kontinent | <u>52</u> |
| 8. | Kultur im Werden | <u>62</u> |
| 9. | Vom Wesen der Bildung | <u>71</u> |
| 10. | Wissenschaft und Kunst | <u>84</u> |
| 11. | Der Kultureinfluß der Frau | <u>100</u> |
| 12. | Führerinnen | <u>111</u> |
| 13. | Soziale Aktivität | <u>121</u> |
| 14. | Die Frau und die Politik | <u>137</u> |
| 15. | Amerikanische Ideologien | |
| | -- Alkohol und Tanz | <u>146</u> |
| | -- Friedensfreue | <u>154</u> |
| 16. | Das Rassenproblem | <u>161</u> |
| 17. | Die große Schlucht des Colorado | <u>184</u> |

Vorwort

7

Vorwort

Als ich im vorigen Sommer als Gast der Nationalkonferenz für soziale Arbeit nach den Vereinigten Staaten kam, wurde ich bald nach meiner Ankunft gefragt, ob ich mein Buch über Amerika schon geschrieben hätte. Auf meinen Einwand, das ich erst am Tage zuvor angekommen sei und überhaupt nicht zu schreiben beabsichtige, wurde mir erwidert, daß

Leute, die von jenseits des Ozeans kommen, „ihr“ Buch über America entweder am ersten Tage oder überhaupt nicht schreiben.

Wenn das auch nicht buchstäblich wahr ist, so erliegt man doch sehr leicht der Versuchung, sich schon nach kurzem Aufenthalt über Amerika zu äußern.

Wer aufnahmefähig durch die Welt geht, datiert von einer Amerikareise einen neuen Lebensabschnitt. Er weitet seine europäischen Erfahrungen zur „Weltbetrachtung“. Er lernt ohne die Voraussetzungen zu denken, mit denen er groß geworden ist. Denn er sieht „Kultur im Werden“. Er begreift bildhafter die Vergangenheit seines eigenen Volkes. Er sieht, wie entstand, was in starrer Form als Bestehendes

8

bisher umgab. Zugleich blickt er hinein in die Zukunft der Menschheit – in eine hoffnungsstrahlende Ferne. Denn er erfährt, wie mit den geistigen Überlieferungen von Jahrtausenden, mit den Errungenschaften der abendländischen Zivilisation – aber ohne ihre geschichtliche Gebundenheit – ein neuer Kontinent erschlossen wird.

Deshalb drängt Amerika mit all dem nie Gehörten, Unerhörten, zur Weitergabe dessen, was man erschaut und erlebt.

Dies möge die Kühnheit entschuldigen, Aufsätze zusammenzufassen, die nicht viel anderes als „Impressionen“ von zwei Reisen – im Sommer 1923 und im Winter 1924 – sind. Beide Reisen wurden unter besonders günstigen Umständen unternommen. Sie brachten mich mit allen Gesellschaftsschichten, mit dem häuslichen, sozialen, geistigen Leben des amerikanischen Volkes in engste Berührung. Sie ließen mich in den Kreis eintreten, der die beste amerikanische Tradition erhält, in dem die amerikanische Kultur aufgebaut und geformt wird. Sie zeigten mir die Seiten des amerikanischen Lebens, an die der Deutsche gemeinhin nicht recht glaubt. Das gab mir Möglichkeiten der Einsicht, aber auch ein Gefühl großer Dankbarkeit.

Zwischen beiden Reisen liegt die Beschäftigung mit neueren Werken der amerikanischen Literatur, die mir die amerikanischen Freunde zugänglich machten und die zu meinem Verstehen des Geschauten wesentlich

9

beitrugen. Besonders habe ich in einigen der Aufsätze auf das Buch über „die amerikanische Zivilisation“ zurückgegriffen, das von dreißig Amerikanern gemeinsam geschrieben ist (herausgegeben von Harald E. Stearns, bei Harcourt, Brace Co., Neuyork), und das mir zum Eindringen in die amerikanische Seele unschätzbare Dienste geleistet hat.

Ich ging hinüber, weil man mir sagte, ich könne den Amerikanern das neue Deutschland „interpretieren“. Im Interesse einer Verständigung zwischen den Völkern scheint es mir aber ebenso wichtig, den Deutschen Amerika zu „interpretieren“, das Beste von Amerika, seine werdende soziale Kultur.

Vielleicht hat es mir den Entschluß zur Veröffentlichung dieses Bändchens erleichtert, zu wissen, daß alles, was man über Amerika sagt, zugleich richtig und falsch ist. Alles ist richtig und falsch zugleich, weil der Kontinent so weit, so unermeßlich groß ist, dass er keine

Einheitlichkeit der Gedanken und Einrichtungen hervorbringt. Amerika ist wie ein Rätsel, ein Land, in dem man überall Unerwartetes findet, ein Land, dem keine einfachen, fertigen, einseitigen Erklärungen Genüge tun. Es ist so schwer, um Amerika zu wissen, nicht nur, weil es so grundlegend und in so wesentlichen Dingen verschieden von unsere Sitte und Kultur ist, sondern weil es so vielfältig, vielseitig, so voller Farbe, so voll brausendem Atem ist, dass es jeden Augenblick neue Welten zu öffnen scheint.

10

Eines aber fühlt ein jeder, der mehr von Amerika sieht als Städte und Flüsse: „daß Blut Amerikas das Blut der Pioniere ist“. Seine Seele ist die Seele vom Menschen, die an sich selber glauben; an die Fähigkeit des Menschen, sein Schicksal zu meistern; die Natur zu beherrschen, Widerstände zu überwinden.

Eines Tages werden sie sich daran begeben, auch das Zusammenleben der Menschen nach neuen Gesichtspunkten zu ordnen. Die Anzeichen dafür sind da. Die Ideologien der Pilgerväter sind nicht tot. Weltfrieden, Feindesliebe, Brüderlichkeit sind weiten Kreisen des amerikanischen Volkes Glaubenssätze, die sie zu Taten treiben. Das haben sie auch den deutschen Kindern in den Jahren unserer schweren Not bewiesen. Neue Pioniere stehen auf, die „Gerechtigkeit“ auf ihre Fahne geschrieben haben. Die großen Männer und Frauen Amerikas sind nicht seine Techniker und Finanzleute – sondern seine Propheten und Reformier.

Wenn einmal die Masse des Volkes ihnen Gehör schenkt, wird Amerika nicht nur sich selbst, sondern der ganzen Welt eine neue Kultur zu geben haben.

Im Juni 1924

Alice Salomon

1. Land und Leute

11

1. Land und Leute

Es ist nicht so sehr lange her, dass junge Leute, die bei uns daheim nicht „gut taten“, nach „Übersee“ geschickt wurden. An dieser Tatsache bildete der durchschnittliche Deutsche lange Zeit seine Vorstellung von dem Wesen der Amerikaner.

Die neuere Psychologie hat von den Burschen und Mädchen, die sich daheim nicht in geordnete Lebensverhältnisse eingewöhnen, eine andere Auffassung als die Pädagogik vor fünfzig Jahren. Wir sprechen von Wandertrieb, von verdrängten Komplexen, von den Hemmungen natürlicher Triebe und Instinkte, die Großstadtleben und industrielle Betriebe gerade starken, aktiven, temperamentvollen Charakteren auferlegen. Das, was in den Lebensverhältnissen der Alten Welt leicht zum kriminellen Typ wird, kann unter anderen Bedingungen zu produktiver Leistung gelangen, zu einem schöpferischen Kulturfaktor werden.

Wenn man nach all diesen Jahren, in denen das deutsche Volk sich in Krieg und Revolution, in Aufbauversuchen und Hungersnöten erschöpft, wieder amerikanischen Boden betritt, so ist der erste und der

12

bleibende Eindruck, daß die ursprünglichen Siedler dieses Landes, daß all die Einwanderer, aus denen die amerikanische Nation sich gebildet hat, Menschen mit diesem starken Lebenswillen, mit solchem Überschuß an Lebenskraft gewesen sein müssen. Die Vitalität der Amerikaner ist geradezu überwältigend. Das Tempo, in dem sie leben, die Atemlosigkeit, mit der sie jede Minute des Tages mit nützlichen oder angenehmen Dingen ausfüllen, die Schnelligkeit, mit der sie jeder Aufgabe Herr werden, raubt dem Europäer fast die Besinnung.

Aber auch die Umgebung formt den Charakter. Nirgends ist das so auffallend wie im Vergleich der Amerikaner und der Europäer. Wo in der Alten Welt gibt es ein Volk, einen Stamm, der so freundlich, heitere Menschen hervorbringt? Das ist nicht Form, sondern Frohsinn, Heiterkeit, die von innen nach außen wirkt. Es kann nur von den besseren Lebensmöglichkeiten herrühren, dem geringeren Lebenskampf: von dem Bewußtsein, daß der Tisch für alle gedeckt ist, daß jeder vorankommen, es zu etwas bringen kann, was diese heitere Lebensart zeitigt. Die Geste, mit der jeder sich für einen Dienst bedankt, oft auch für Dienste, die er gar nicht in Anspruch nimmt, ist immer wieder überraschend. Der alte Herr, der den Aufzug im Hotel ohne Unterlaß bedient –fürwahr, keine vergnügliche Aufgabe, denn man klingelt fortgesetzt von unten und von oben zugleich nach ihm –, hat für jeden

13

ein freundliches Wort. Er macht einen Versuch, den Wirt zu spielen, dem Gast gefällig zu sein. Die Leute, die auf der Strasse Reklamezettel verteilen, werden nicht mit Blicken abgewehrt, sondern jeder bedankt sich bei ihnen, spricht ihnen womöglich sein Interesse für den Gegenstand ihrer Werbearbeit aus.

Atemlose Aktivität und freundliche Hilfsbereitschaft! Sind das nicht unvereinbare Gegensätze?

In der Tat, Amerika ist daß das Land der Kontraste. Es ist nicht, wie so viele meinen, die nur den amerikanischen Geschäftsreisenden kennen oder im Lande selbst nur den amerikanischen Kaufmann bei seiner Arbeit sahen, das Land, in dem jeder dem Gelde nachjagt. Es ist nicht das Land einseitigen Genußstrebens, trotz der Milliardäre, die in der Gesellschaft der „oberen Hundert“ den Ton angeben und von denen das staunende Volk in der Zeitung liest, wie in den Märchen von Tausendundeiner Nacht. Es ist nicht das Land leichtsinniger Vergnügungssucht, trotzdem die Frauen mit den dünnen, hellen Strümpfen und ärmellosen Kleidern auf dem Ozeandampfer Abend für Abend tanzen und trotzdem die guten Hotels einen sinnlosen Luxus bieten, der nicht nur uns Deutschen in unserer Armut als sündhaft erscheint. „Hier sieht man erst, wie heruntergekommen wir sind“, sagte ein junger Deutscher zu mir auf dem Dampfer, der uns herüberbrachte, tief beeindruckt von diesem übertriebenen Aufwande, den im Grunde kein Mensch genießen

14

kann. Vielleicht ist eine andere Auffassung angebrachter: „Wie gut, daß wir darüber hinausgewachsen sind“, was übrigens für die geistig führenden Amerikaner auch Gültigkeit hat.

Amerika ist das *Land der Kontraste*, das Land, wo die Jagd nach Gewinn neben dem reinsten Idealismus gedeiht, neben einem Idealismus, der breite Schichten ergreift und ihre Lebensgestaltung beeinflusst. Es ist aber auch in einem anderen Sinne das Land der Gegensätze. Immer gibt es starke Eindrücke, aber beständig wechselnde. Heute erscheint das Land so voller Menschen, alles so dicht gedrängt, so eng beieinander, daß man meint, es bleibe kein leerer Luftraum. Alles ist dabei so gewaltig, so ausgedehnt, so massenhaft, daß die Heimat klein und menschenleer in der Erinnerung liegt. Ist *Berlin* mit seinen vier Millionen denn ein Dorf im Vergleich mit *Neuyork*, das doch nur acht Millionen hat? Oder kommt das Gefühl des Ungeheuren, Ausgedehnten, Angefüllten von den Wolkenkratzern, die sich so vermehrt haben, daß die eindrucksvolle Silhouette, einst die Schönheit von Neuyork, verschwunden ist und ganze Straßenzüge hoch hinein in den Himmel ragen? Oder kommt es daher, daß die Straßen mit Autos blockiert sind, daß diese reihenweise überall stehen und fahren und die Straßen bedecken, daß dieses lebensgefährliche Gesause (an jeder Straßenecke steht die Warnungstafel: „Better careful than crippled“) den Anschein

15

von Enge und Gedränge und Überfülltheit erweckt? In der Tat, hier hat fast ein jeder ein Auto, nicht nur der Geschäftsmann, der Rentier, sondern die Lehrerin, die Sozialbeamtin, der Arbeiter. Hier ist es kein Luxus, sondern Beförderungsmittel, und ein billiges obendrein. Man kann einen kleinen „Ford“ schon für 300 Dollar haben – was einstens nur 1200 Mark waren und sich leicht ersparen läßt – und auch der Gebrauch ist nicht teurer als die Benutzung anderer Verkehrsmittel. Hier hat eben jeder „einen kleinen Ford“ und fährt und reinigt ihn selbst, alt und jung, Frauen wie Männer. Und alles drängt sich in den Städten und auf den Landstraßen, als ob das Land übervölkert wäre.

Dann aber die *Kehrseite*. Plötzlich, von einem anderen Winkel gesehen, ist das Land wieder so menschenleer, daß man all die Leute von drüben herüberholen möchte, für die in Europa kein Platz, keine Sonne, keine Arbeit und kein Brot zu finden ist. Ein Wochenende auf einer Farm, bei den Quäkerfreunden – und man vergißt die überfüllte Stadt, und hat nur noch ein Gefühl von Weite und Leere, von Unendlichkeit, Unermeßlichkeit – und von unbegrenzten Lebensmöglichkeiten. Hier arbeiten auf fruchtbarem Boden, in unmittelbarer Nähe der Weltstädte, bei günstigstem Klima, wo Pflanzen und Früchte mehr wuchern als wachsen, auf 1400 Morgen drei Mann und eine deutsche Gärtnerin. Dazu der Besitzer, ein

16

vierundachtzigjähriger Mann, eine Leuchte religiöser Weisheit und Erkenntnis, ein Führer der *Quäkergemeinde*, der die ganze Welt bereist hat, eine umfassende seltene Bildung und Kultur repräsentiert, aber mit eigener Hand auf Feld und Hof mitarbeitet. Hier könnten noch dreißig Leute Arbeit finden, und der Boden würde für alle genug und im Überfluß geben. So ist es überall, und das gibt den Menschen so viel Mut und Zutrauen, so viel Heiterkeit und Sicherheit. Darum ist auch die Bedeutung der *Arbeiterbewegung* so viel geringer, der Geist der Konkurrenz nicht so ausgebildet, die allgemeine Lebensstimmung so anders als in der Alten Welt.

Hier sind die Grundbedingungen für eine wahre Demokratie gegeben, für eine soziale Ordnung, in der das Klassengefühl sich nicht auszubilden brauchte. Ob sie verwirklicht wird, ist eine andere Frage.

2. „Mechanik des Geistes“

2. „Mechanik des Geistes“

Auch die europäischen Nationen haben zur Zeit der großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen in einem Rausch gelebt, da sie sich als Beherrscher der Natur fühlten. Auch sie sind in der Aufklärungsperiode davon überzeugt gewesen, daß die Vernunft auf den Thron gesetzt und zum Lenker der Geschicke gemacht werden kann. Aber all das versinkt in ein bedeutungsloses Nichts, gemessen an der *Draufgängerei der*

17

Amerikaner, die ihr Denken, ihren Verstand, ihre Wissenschaft und Forschung zum Werkzeug einer bewußten Naturbezwingung, einer rationellen Gestaltung menschlicher Lebensbedingungen und gesunder Entwicklungsmöglichkeiten anwenden.

Von dem amerikanischen Botschafter in London wird erzählt, daß er kürzlich bei seiner Rückkehr nach mehrjähriger Abwesenheit von den Staaten den Unterschied zwischen Engländern und Amerikanern dahin charakterisiert habe: „Die Engländer sehen aus, als ob ihnen die Welt gehört – aber die Amerikaner werden sie über kurz oder lang besitzen.“

Das ist ein typischer Ausdruck für die Weltanschauung und für die Seelenverfassung des amerikanischen Volkes – nicht etwa im Sinne eines politischen Imperialismus –, der über den amerikanischen Kontinent hinausgeht. Diesen erobert man allmählich mit dem Mittel der „wirtschaftlichen Durchdringung“. Für weitere überseeische Expeditionen und für ein Einmischen in europäische Angelegenheiten ist nicht die geringste Stimmung vorhanden. Aber sie sind ganz durchdrungen davon, daß sie mit allen Aufgaben und Problemen äußerer Lebensgestaltung, mit der Überwindung sozialer Nöte wie mit der Bezwingung elementarer Naturkräfte und Naturgewalten fertig werden können. Und sie sind zäh entschlossen, diese Aufgaben mit allen Hilfsmitteln des Geistes in Angriff zu nehmen und schneller als andere Nationen

18

zu lösen. Dann werden sie in einem neuen Sinn zu Herren der Welt werden!

Diese Zuversicht ist nicht Materialismus in Reinkultur. Es steckt vielmehr ein gut Teil Idealismus darin, ein Gemeinschaftsgefühl, ein Hingebensein an das Wohl der Gesamtheit, ein entwickelter Bürgersinn, ein überpersönliches Ideal. Aber die Mittel, deren sich dieser Idealismus bedient, sind so rationalistisch, die Wissenschaft wird in ihrer Anwendung so mechanisiert, daß man geradezu von einem *Kultus der Zahl* sprechen kann. Die amerikanische Zivilisation ruht auf der Grundlage der Mathematik. Sie ist eine mathematische Zivilisation.

Der Geist stellt sich Aufgaben auf allen Lebensgebieten. Für jeden Beruf gibt es Schulen und Hochschulen. Alles ist erlernbar, und das Erlernte wird gemessen. Die Studenten müssen in Laufe der Semester eine bestimmte Anzahl Arbeiten anfertigen. Jede einzelne Arbeit wird mit Zahlen zensiert, sämtliche Zahlen werden addiert, eine Gesamtzahl in bestimmter Höhe muß erreicht werden, um für eine höhere Klasse die Reife zu erlangen. Die Intelligenzprüfungen, das Messen und Wägen jedes Entwicklungsgrades in körperlicher und geistiger Beziehung, wird zur Grundlage aller Maßnahmen der Erziehung, der Gesundheitspflege. Milliarden werden für

Forschungszwecke ausgegeben, weitere Milliarden, um die Ergebnisse der Forschung für die Bevölkerung

19

nutzbar zu machen. *Rockefeller* allein hat über einhundert Millionen Dollar für solche Aufgaben zur Verfügung gestellt.

Auf diese Weise ist es in wenigen Jahrzehnten gelungen, die *Sterblichkeitsziffer* etwa auf die Hälfte herabzudrücken, das durchschnittliche Lebensalter von 41 auf 56 Jahre zu erhöhen. Epidemien sind so gut wie unterdrückt worden. Aber die *Unfallziffer* ist ungeheuer. Ihr kann man weniger mit Untersuchungen, Forschungen, Kartotheken als mit pfleglicher Behandlungen des arbeitenden Individuums und mehr Vorsicht bei dem rasenden Getümmel des Verkehrs etwas abhandeln. Aber auch dieser Aufgabe wendet sich die Energie des Volkes zu. Auf dem Kongreß der Sozialarbeiter berichtet man nicht über die Ergebnisse bisheriger Arbeit, sondern behandelt die „Fortschritte der öffentlichen Gesundheitspflege in den nächsten zwanzig Jahren“, d. h. die Fortschritte, die man sich vornimmt, zu machen.

Geistige Hygiene (Mental Hygiene) ist die neueste Wissenschaft. Sie steht im Vordergrund aller Erörterungen, der praktischen Bemühungen. Man will geistig Hemmungen durch vorbeugende Fürsorge beseitigen, labile Seelenzustände überwinden, und zwar soweit sie konstitutionell wie auch soweit sie durch die Einflüsse der Umgebung begründet sind. In den Schulen werden psychologische Feststellungen über alle Schüler fortlaufend vermerkt, um die Grundlage für

20
die individuelle Beeinflussung und Behandlung abzugeben. Die soziale Fürsorge bedient sich der geistigen Hygiene als eines wichtigen Hilfsmittels. Man will nervöse Erkrankungen verhindern, psychopathische Anlagen im Keim ersticken. Nicht mit den Mitteln der Psychoanalyse, sondern mit sachverständiger Beobachtung.

Aber auch für andere Lebensgebiete ist die bewußte Beeinflussung auf Grund theoretischer Feststellung verbreitet.

Wie kann *Propaganda* erfolgreich organisiert werden? Wie beeinflußt man die öffentliche Meinung bei irgendeiner Sache? Nichts wird dem Zufall, dem Instinkt, der Begabung allein überlassen. Alles wird genau untersucht und grünlich verwertet. Dabei ist aber jede Unterweisung wieder auf das Praktische gerichtet und bedient sich anschaulicher Mittel. An dem Kongreß, von dem oben schon die Rede war, nahmen über fünftausend Menschen teil. Täglich wird der Zahlenrekord der Teilnehmer bekanntgegeben. Unter den fünftausend sind nicht nur Führer, Sachverständige. Auch die Anfänger sind in großer Zahl vertreten. Man schickt sie zu solchen Versammlungen, damit sie lernen. Neue Methoden, man ist versucht zu sagen „neue Tricks“, möchte jeder sich zu eigen machen, um voranzukommen, um Erfolg zu haben. Gelernt wird nicht nur durch Vorträge, sondern durch Demonstrationen. Es wird demonstriert, und ausgezeichnet

21

demonstriert, wie man die Mitglieder einer Handelskammer, eines Frauenvereins, die Schüler einer höheren Schulklasse, die Teilnehmer einer Arbeiterversammlung für irgendeine Sache gewinnen kann, sei das nun die Unterstützung eines gemeinnützigen Werkes oder handle es sich um Aufklärung über Maßnahmen der Gesundheitspflege.

Um festzustellen, wie die öffentliche Meinung zu beeinflussen ist, werden Untersuchungen in größtem Umfange vorgenommen. Hunderte von Zeitungsbesitzern, Redakteuren, Reportern werden um ihre Meinung in irgendeiner Sache befragt, ebenso viele Parlamentsmitglieder werden besucht, und Angehörige der verschiedensten unbeteiligten Kreise werden herangezogen, um festzustellen, wie sie über irgendeine Maßnahme oder Einrichtung denken. Aus den Ergebnissen solcher Umfrage stellt man fest, was zu ändern ist oder wie man die Sache der Bevölkerung nahebringt.

Die ersten Gelehrten des Landes stellen sich in den Dienst solcher Aufklärungsarbeit. Sie betreiben Wissenschaft nicht um ihrer selbst willen, nicht so sehr aus Freude an der Forschung, aus Liebe zur Wahrheit - sondern um die Wissenschaft praktisch anzuwenden. Vielleicht könnte man auch sagen: „aus Liebe zur Menschheit“, um des konkreten Fortschrittes willen. Der deutsche Gelehrte, die deutsche Universität, die deutsche Kultur sind von anderer Art. Sie dienen anderen Zwecken oder sind weniger zweckbezogen.

22

Fichte hat es so ausgedrückt: „Warum denn alle unsere Bemühungen um die Wissenschaft?“ – um sie fortzupflanzen von Geschlecht zu Geschlecht.“ Doch er hat hinzugefügt: „Warum sollen den aber die Wissenschaften erhalten bleiben? Offenbar nur, um zur rechten Zeit die ganze menschliche Ordnung der Dinge zu gestalten. Mittelbar dienen somit alle Wissenschaften dem Staat und dem Fortschritt der Menschheit.“ In diesem Sinne betreiben die Amerikaner die Wissenschaft. Sie dienen ihr nicht nur – sie bedienen sich ihrer.

Man kann das alles in einem Bild vor sich sehen. Deutsche Wissenschaft hat der Welt die Nutzbarmachung der Elektrizität gezeigt. Aber in Amerika hat die Wissenschaft sie jeder Hausfrau in die Küche gebracht, ihr die Instrumente zum Kochen, Waschen, Fegen gegeben, die der Frauen Kraft ersetzen, ihnen das Leben erleichtern. Hier ist die Elektrizität jedem, auch dem Ärmsten, nutzbar gemacht.

Nun erhebt sich von selbst die Frage, ob bei diesem Betrieb geistige Freiheit gedeihen kann, ob der Sinn aller Forschung, ob das Recht der freien Meinung, die Verkündung der Wahrheit – oder dessen, was der einzelne dafür hält - gewahrt bleibt. Sicher ist das in bestimmten Gruppen, in weiten Kreisen der Fall. Aber die öffentliche Meinung und die Regierung des „freiesten“ Landes der Welt, des Landes, das an seine Eingangspforte die Statue der Freiheit gesetzt hat, kennt keine Freiheit des Geistes. Sie kennt die

23

Freiheit des Arbeitsvertrages. Aber sie fürchtet die Freiheit der Arbeiterbewegung, einer radikalen Propaganda. Die Gesetzgebung verbietet nicht nur die öffentliche Anzeige von Mitteln zur Empfängnisverhütung, sondern auch die individuelle Beratung darüber. Die öffentliche Meinung duldet, daß Lehrer und Professoren ihres Amtes beraubt werden, weil sie nicht an die Unfehlbarkeit der Heiligen Schrift glauben. Eine starke Bewegung ist gegen all solche Unfreiheiten im Gange. Sie bemüht sich, von den angesehensten geistigen Führern der Nation gestützt, zu erreichen, daß die politischen Gefangenen endlich befreit werden, die immer noch wegen ihrer Stellungnahme gegen den Krieg hinter Mauern sitzen. Aber indem wir auf diese Schatten weisen, die ein helles und strahlendes Volksschicksal hier und da verdunkeln,

vergessen wir nicht, daß auch im neuen Deutschland die Mächte der Finsternis noch umgehen; daß auch bei uns ein Toller fünf Jahre der Befreiung, der Morgendämmerung unserer geistigen Freiheit wartete.

3. Frau und Mann

3. Frau und Mann

In Deutschland sind wir so gewöhnt, von "Mann und Frau" zu sprechen, daß die Feder sich fast sträubt, die beiden Hauptwörter in *umgekehrter Reihenfolge* auf das Papier zu bringen. Aber es würde durchaus nicht der Bedeutung entsprechen, die in Amerika

24

den beiden Geschlechtern beigemessen wird, wollte man die Frau gewohnheitsgemäß an die zweite Stelle setzen. Immer, schon nach meinem ersten Besuch in den Staaten, ist mir klar gewesen, daß – sofern ich noch einmal als Frau auf die Welt kommen sollte – ich nur wünschen würde, in den Vereinigten Staaten geboren zu werden.

Wodurch ist die bevorzugte Stellung zu erklären, die das weibliche Geschlecht in Amerika einnimmt? Zunächst einmal ganz einfach durch das *Gesetz der Zahl*, durch das Gesetz, das alle Werttheorien löst. Solange es eine amerikanische Kultur gibt, sind die Frauen stets in der *Minderzahl* gewesen, und sie sind es auch noch heute in vielen Teilen des Landes in ganz erheblichem Maße. Ein solches Mißverhältnis in der Zahl von Frau und Mann wirkt aber stets zugunsten des Geschlechtes, das in der Minderzahl ist, das Seltenheitswerte repräsentiert. Es bringt eine eingeschlechtliche Vorherrschaft herbei.

Dazu kommt aber, daß gerade bei dem Aufbau einer neuen Kultur, in Siedlungszeiten und Siedlungsgegenden der Mann ohne die Frau einfach hilflos ist, jedenfalls zu keiner Lebensfreude, zu keinem Komfort gelangen kann. In Gegenden, in denen es *keine Gasthäuser, keine Klubs und keine Diensthofen* gibt, kann nur der Mann sich ein Heim gestalten, der eine Lebensgenossin findet. Das trifft zwar alles für die heutigen amerikanischen

25

Städte und besonders für den Osten nicht zu. Aber es ist für weite Teile des Landes, die nur ganz dünn besiedelt sind, noch richtig; und noch vor zwei Generationen hatte es sehr umfassende Geltung. Daher ist alle amerikanische Tradition erfüllt von der Wertschätzung der Frau.

Diese Wertschätzung wirkt sich auf die verschiedenste Art aus. Da sind die Männer, die atemlos der Erwerbsarbeit nachgehen und Reichtümer verdienen, damit ihre Frauen sie in frivolem Luxus ausgeben können, und diese Männer müssen dann ihre wenigen Mußestunden zu allem anderen als behaglicher Muße verwenden, weil sie bei den abendlichen Vergnügungen der Frauen nicht entbehrt werden können. Das sind die Männer, die in Romanen erscheinen, aber natürlich auch in der Wirklichkeit vorhanden sind. Aber da ist auch noch etwas anderes, das mehr Beachtung verdient.

Es ist die vornehme *Ritterlichkeit*, mit der jeder amerikanische Mann jeder Frau gegenübertritt; die dem Knaben von klein auf anezogen wird, die so selbstverständlich in der hiesigen Luft ist, dass ein Ausländer mit schlechten Manieren jedem als Rüpel erscheint. Diese Ritterlichkeit hat

sich auch darin ausgewirkt, dass viel früher als in irgendeinem anderen Lande den amerikanischen Frauen die gleichen Entwicklungsmöglichkeiten für Bildung und Berufsleben gegeben worden sind. Das hat nun wieder ganz eigenartige Folgeerscheinungen gehabt. Einmal erwirbt

26

sich die amerikanische Frau durchschnittlich eine höhere Bildung als der Mann. Sie kann es sich leisten, viel Zeit auf ihre Allgemeinbildung und Ausbildung zu verwenden. Selbst wenn sie unvermögend ist, wird durch Stiftungen von amerikanischem Ausmaß für sie gesorgt. Sie kann sich diese lange Jugend gönnen, weil ihr eben doch alle Lebenswege offen stehen, weil die Verheiratung sehr wahrscheinlich ist und weil ihr im Berufsleben alles zugänglich ist. Es ist nicht der gleiche Kampf um einen Posten wie in ärmeren Ländern und in den Ländern mit männlicher "Vorherrschaft".

Noch viel auffallender aber ist, daß die reichen und weiten Berufsmöglichkeiten, die hier die Frau seit langem hat, in ihr eine ganz andere innere Verbundenheit zum Beruf herstellten, als sie in Deutschland in der Regel zu finden ist. Die amerikanischen Mädchen, die begabtesten, die hübschesten, die Reichen wie die Unvermögenden, stehen der *Heiratsfrage* sehr kühl gegenüber. Man hat diese Haltung der Amerikanerin einmal dadurch beleuchtet, daß man fragte, ein deutsches Mädchen pflegt einen Heiratsantrag anzunehmen, wenn es hoffen kann, mit dem betreffenden Mann glücklich zu werden; die Amerikanerin tut es nur, wenn sie ganz sicher ist, ohne diesen Mann unglücklich zu sein. Viele von ihnen finden, daß der Beruf ihnen ein leichteres, ein interessanteres Leben bietet. Kein Mensch kommt auf den Gedanken, daß die Unverheirateten "ihren eigentlichen Beruf verfehlt haben".

27

Die gleiche Freiheit, die man Standes- und Klassenunterschieden gegenüber hat, wendet man auch auf die Lebensgestaltung der Geschlechter an, für die es keine Schablone gibt.

Allerdings bietet das Leben der alleinstehenden arbeitenden Frau auch äußerlich alles – und in mancher Richtung mehr, als sie in einer bürgerlichen Ehe finden würde. Das Leben spielt sich ohnehin für alle weniger im Heim ab. Auch die verheirateten Leute nehmen einen Teil ihrer Mahlzeiten im Klub, finden ihre Geselligkeit im Restaurant, und für die Frau bedeutet die Häuslichkeit ohnehin nur Arbeit. Obwohl die amerikanischen Frauen es sich damit teils wegen der außerhäuslichen Lebensweise, teils wegen der praktischen Einrichtung der Wohnungen, der Anwendung von Maschinen im Haushalt, teils aber auch wegen ihrer großen Elastizität nicht zu schwer machen. Die Ehe scheint daher für die Frauen nicht so begehrenswert, und die alleinstehenden Frauen in gehobener Stellung haben nicht nur ihre eigene Schreibmaschine, ihr eigenes Auto, sondern auch ihr eigenes Landhaus. Die äußeren Annehmlichkeiten des Lebens können sie sich selbst verschaffen.

Trotzalledem wäre ihre Haltung der Ehefrage gegenüber unverständlich, wenn nicht Geschlechtsinstinkt sehr unentwickelt wäre. Die Amerikanerin ist im allgemeinen "undersexed". Vielleicht ist es der amerikanische Mann desgleichen. Es ist sehr schwer,

28

die wahre Ursache einer Erscheinung aufzudecken, die jedem ins Auge fallen muß, der gewohnt ist, die Beziehungen der Geschlechter als einen Kulturausdruck zu bewerten. Die geschlechtlichen Beziehungen sind reiner, die Ausdrucksformen der Liebe keuscher und

zurückhaltender, sicherlich soweit sie im gesellschaftlichen Verkehr, auf der Straße, in der Öffentlichkeit beobachtet werden können. Man hört hier gewöhnlich die Auffassung, daß die Erziehung viel zu der geringeren Geschlechtlichkeit beiträgt. Jedenfalls ist es wahrscheinlich, daß die Frauen durch die zahlreichen Interessen, von denen sie erfüllt sind, wie auch durch das Leben in der Natur, durch sportliche Betätigung so viel Energien, ein so erfülltes Leben haben, daß das Moment des Unbefriedigtseins, der Sehnsucht nach anderer Erfüllung ausgeschaltet wird. Die Erziehung des *jungen Mannes* wird durch die gleichen Einflüsse gestaltet, und sein Berufsleben bringt oft einen maßlosen Energieverbrauch mit sich. Aber sicher reflektiert auch die Haltung der Frauen auf die Männer, zwingt sie zu einer Disziplinierung der Sinne. Denn die Moral der Männer wird letzten Endes immer bestimmt durch die sittlichen Ansprüche und das sittliche Niveau der Frau.

Der Typus der gebildeten Frau ist in Amerika ganz durch das *Erziehungssystem* zu erklären. Sie ist durch das "College" geformt, mehr noch als der Mann, der zwar auch seine Erziehung im College findet.

29

Denn für ihn sind vier Jahre, die er dort, fernab von der Stadt, in vollkommener Abgeschlossenheit von den Nöten der Welt verlebt, Durchgang zu einem anderen Leben, zum "Geschäft", in dem die geistige Bildung keine Rolle spielt. Für das Mädchen ist es Vorbereitung zu einem Leben, in dem, mit oder ohne Beruf, die geistigen Interessen den Mittelpunkt abgeben. Diese Interessen mögen bei einzelnen in die Tiefe gehen, bei anderen an der Oberfläche haften: aber sie prägen den Typus.

Von der Welt der *Colleges* zu reden, würde eine besondere Aufgabe sein. Sie ist nicht im Rahmen eines Reisebriefes abzutun. Nur das eine: Schon vor 65 Jahren wurde ein Frauencollege mit einer Stiftung von 800 000 Dollar begründet, von einem Manne für die Bildung der weiblichen Jugend gegeben. Diese Stiftung ist seither um ein Vielfaches vergrößert worden. Solcher Colleges, mit solchen und vielen größeren Summen von Privatleuten fundiert und erhalten, gibt es unzählige; im Osten für Männer und Frauen gesondert, im Westen für beide Geschlechter gemeinsam. Tausende und aber Tausende von jungen Menschen – fast die gesamte Jugend der gebildeten Kreise – gehen durch diese Anstalten hindurch, in denen ihr Geist durch vier entwicklungsfähige Jahre – von 18 bis 22 – gebildet wird. Hier, in einer Umgebung, deren natürliche und architektonische Schönheit ihren ästhetischen Sinn bildet und in der die besten Köpfe des

30

Landes, Männer und Frauen, ihren Sinn für das Wahre und Gute entwickeln, wachsen die Frauen heran, denen das Land, vielleicht mehr als irgendein anderes, einen wesentlichen Einschlag in seine Kultur verdankt.

4. Einwandererviertel

4. Einwandererviertel

Eigentlich sollte über diesem Abschnitt eine Überschrift stehen, die ich einmal irgendwo gelesen oder gehört haben muss, ein Wort, das mir in diesen Wochen immer im Sinn ist: "America in the making." Doch ist das schlechthin nicht übersetzbar. Vielleicht könnte man statt dessen sagen:

“Wie die amerikanische Rasse entsteht.” Nur dass auf diese Frage niemand eine Antwort geben kann.

Eines aber ist sicher: sie entsteht auf irgendwelche geheimnisvolle Weise in den *Einwanderervierteln*, die es in allen amerikanischen Städten gibt; in den Stadtteilen, in denen Iren oder Italiener, Griechen oder Rumänen, russische oder polnische Juden dicht zusammengedrängt wohnen. Hier vollzieht sich in erstaunlicher Schnelligkeit eine Metamorphose, nicht nur in Lebensweise und Sitten, nicht nur in Sprache und Kultur, sondern in Körperbau und Gesichtsform. Für die Armen und Gedrückten der Alten Welt, des Ostens, soweit sie Wagemut und Initiative haben, ist hier allerdings das Land der Freiheit, das Land der Verheißung. Es ist das Land, in dem nicht mehr

31

sie selbst, aber ihre Kinder volle Entfaltungsmöglichkeiten finden. Nur ist durch die neueste Einwanderungsgesetzgebung der Zuzug sehr eingeeengt worden.

Mary Antin, die als Kind aus dem russischen Getto hierher verschlagen wurde, hat einmal in einem Buch, das zu den amerikanischen Klassikern gerechnet werden kann, unter dem Titel “Das Land der Verheißung” geschildert, was Amerika an diesen getretenen Kindern des Ostens tut, wie es ihnen die Türen zu Bildung und Beruf weit aufmacht. Es ist nicht nur die Schule, die jedem eingewanderten Kind am Tage nach seiner Ankunft die Mitteilung schickt, dass es zum Unterricht erwartet wird, und die all diesen Kindern verschiedener Zungen und der verschiedensten Altersklassen zunächst dazu verhilft, sich die Sprache der neuen Heimat anzueignen: es ist noch ein anderes, was sie zu Amerikanern macht. Es ist der Einfluß des sozialen Settlements, es ist vielleicht die Nahrung, die sie aufnehmen, die Luft, die sie einatmen. Niemand kann es eigentlich sagen. Es bleibt ein Geheimnis für Politiker und Gelehrte, aber es ist sichtbar für jeden, der mit offenen Augen durch das Land geht.

Nirgends ist der *Unterschied* zwischen den *Generationen* größer als bei den *Familien der Eingewanderten*. Man braucht nur in Neuyork durch überfüllten Judenviertel der unteren Stadt zu gehen, wo sich alles Leben, Tag und Nacht, auf den Strassen abspielt. Hier, dicht am Hafen, ist das

32

“Ufer” für alle, die über die See kommen. Hier finden sie ihre erste Heimat in der Neuen Welt, hier finden sie Sprach- und Stammesgenossen. Dicht gedrängt leben sie in den Mietshäusern, so dicht gedrängt, daß die zahlreichen Kinder über die Wände hinausfluten, die Strasse buchstäblich bedecken. Hier sitzen sie während der heißen Sommernächte auf den Stufen, die zu den Häusern hinaufführen, schlafen auf den eisernen Nottreppen, die für Feuergefahr als Ausgang dienen sollen. Hier ist nach orientalischer Sitte immer Markt: Straßenhändler verkaufen alles und jedes, Handwerker üben ihre Kunst im Umherziehen aus. Mütter füttern vor den Häusern ihre Kinder, und manchmal waschen sie sie auch. Aber in all diesem bunten Gewirr ist nichts so auffallend, so eindringlich wie der Unterschied der Rasse bei alt und jung.

Die *Mütter*, die Ärmsten, sie sehen alle wie hundert Jahre aus – sind auseinandergeflossen, ohne Halt, ohne Pflege. Sie laufen in Nachtjacken einher, und als Anzug dient ihnen ein Umschlagetuch. Die Töchter tragen nicht nur die neuesten Moden, das Schleierkleid, den Capemantel, die durchsichtigen Strümpfe.

Sie haben nicht nur gestutztes Haar, elastischen Gang und gute Haltung. Sie sind auch so schlank wie die Lilien und so gerade wie die Tannen. Sie sind bereits *Amerikanerinnen*.

Während die Knaben, die jungen Männer den semitischen Typus verkörpern, haben die Mädchen ihn verloren. Ganz

33

ähnlich ist es bei anderen Rassen und Völkern, die hier ihre Heimat finden.

Unter den Einflüssen, die sich um ihre Amerikanisierung bemühten, steht oben das soziale Settlement, die Siedlung einer Gruppe gebildeter Frauen und Männer, die dem Einwandererstadtteil ihre gemeinnützige Tätigkeit zuwenden. Das *Settlement*, einst als eine Art moralischen Abenteuers betrachtet, hat seine Berechtigung im amerikanischen Leben längst bewiesen. In *Neuyork* allein bestehen an *fünfzig solcher Siedlungen*, teils dicht beieinander, fast alle in der unteren Stadt gelegen. Jede wirkt nur für einen engen Distrikt, tut Nachbarschaftsarbeit im engsten Sinne des Wortes. Das bedeutet nicht Unterstützungsmaßnahmen. Im Gegenteil, man vermeidet alles, was das Selbstgefühl und die Selbständigkeit des neuen amerikanischen Bürgers schwächen könnte. Man kann das auch tun. Denn Armut im europäischen Sinne gibt es nicht. Es gibt Arbeitsgelegenheit für alle, und die Arbeit wird oft gut, immer auskömmlich bezahlt. Es ist nichts Deprimierendes in diesem Menschengewimmel. Jeder findet seine Nahrung, und ist sie für die Eltern noch karg, so helfen bald die heranwachsenden Kinder zu einem höheren Lebensniveau.

Um dieses höhere Lebensniveau bemüht sich das Settlement. Es will das Beste aus jedem herausholen, was in ihm ist. Es will den Gaben, die diese

34

fremden Volksstämme in sich tragen, zur Entfaltung verhelfen. Daher – abgesehen von allen Maßnahmen der Gesundheitspflege und der Volkserziehung – die überragende Bedeutung, die der *Pflege der Künste* beigemessen wird. Überall gibt es Klubs zur Pflege von Theater, Musik, Tanz und anderen Künsten, und das wird nicht in dilettantischer Art gehandhabt, sondern man stellt auf diese Weise Begabungen fest, die dann den Weg zu berufsmäßiger Ausübung finden. Eines der führenden Settlements hat ein eigenes Theater – mitten in der armen Nachbarschaft – gebaut, wo Aufführungen stattfinden, an denen Hunderte teilnehmen, und zu denen Tausende von weither als Zuschauer kommen. Die besten Künstler der Welt haben geholfen, diese Aufführungen erfolgreich zu machen. Ellen Terry und Ivonne Guilbert sind dort mit aufgetreten, und zur Zeit hat der Dramaturg des Moskauer Theaters, der mit seiner Truppe in Neuyork gastierte, es übernommen, mit einer Gruppe des Settlements zwei Sommermonate auf einer Farm zu verbringen, um mit ihnen einige Stücke für den nächsten Winter einzuüben. Alles wird von Mitgliedern des Settlements gemacht, Dekorationen und Kostüme, technische Installationen und Übersetzung von Stücken aus anderen Sprachen.

Welch einzigartige Gelegenheit ist das alles für diese Kinder gedrückter Eltern aus fremder Erde! Wieviel Lebensfreude bedeutet es! Wie weit breitet

35

die neue Heimat die Arme aus, um diese Jugend mit Liebe und Sorge zu umfassen!

Allerdings ist diese Art von Fürsorge nur möglich mit dem Hintergrund zahlender Freunde, deren Bürgersinn entwickelt genug ist, um für Kulturarbeit großzügig zu geben; sie ist nur möglich in dem Lande unermeßlichen Reichtums. Das erwähnte Settlement – das eine, nicht die fünfzig Neuyorker Settlements zusammen – zählt außer seinen ehrenamtlichen Mitarbeitern

über 350 ständige besoldete Sozialarbeiter. Und bis sein Jahresbudget 150 000 Dollar überschritt, eine Summe, die doch immerhin selbst im Frieden 600 000 Goldmark repräsentierte, hat es nie mit einem Aufruf, mit einer Bitte vor die Öffentlichkeit treten müssen. Die Leiterin ging viel unter Menschen, erzählte von ihrer Arbeit und erhielt, was sie brauchte, ohne zu bitten. "America, du hast es besser" - -

Aber diese Fürsorge ist doch auch noch von einem anderen Faktor abhängig – nicht nur von dem Zahlenden, sondern von dem *aktiven Bürgersinn*, der sich in Amerika in besonderer Weise geltend macht. Man spricht in Europa so viel von dem Mammonismus, von der Geldjagd der Amerikaner. Es ist ein leichtes, auch den Idealismus kennenzulernen, und wer von dem einen spricht, sollte nicht vergessen, dass auch das andere dicht daneben wohnt. Die soziale Inspiration, die aktive Liebe für die Menschheit und den menschlichen Fortschritt, die man in monumentalen

36

Werken wie in genialen Persönlichkeiten auf Schritt und Tritt beobachten kann, sind mir immer als Beweis dafür erschienen, wie schnell sich die Jagd nach dem Glück, das Verlangen nach Reichtum leerläuft. Gerade in dem Land, in dem diese Instinkte verhältnismäßig schnell Befriedigung finden, geben Milliardäre ihre Milliarden fort und hinterlassen ihren Kindern die Möglichkeit eigenen Aufstieges, und viele der Kinder dieser Reichen wählen einen anderen Weg. Sie leben für die Menschheit; sie suchen Ausdruck ihres Wesens, Erfüllung ihres Daseins in der sozialen Tat.

Es ist in dem vorigen Abschnitt von der Bedeutung gesprochen worden, die der amerikanischen Frau im öffentlichen Leben zukommt, von dem Einfluß, den das College auf das heranwachsende Geschlecht hat. Von diesen Stätten sind Führerinnen ausgegangen, die in sozialer und politischer Initiative dem Wohle des Landes dienen. Wenn Amerika seine Frauen ehrt, so grüßt es in ihnen das Geschlecht, das dem Lande die besten und selbstlosesten Bürgerdienste leistet.

5. Klima und Dynamik

5. Klima und Dynamik

Bei südlich blauem Himmel intensive Sonnenstrahlen, wie nur das Hochgebirge sie uns Europäern im Winter schenkt, dabei 10 Grad unter dem Gefrierpunkt – und der "Albert Ballin" gleitet, von Eisbrechern geführt, den Hudson hinauf, zwischen

37

massigen Eisschollen, die in allen Farben schillern, in eine schneelig glitzernde Welt hinein.

Es gibt bei uns daheim so viele Leute, die eine Seereise im Winter wie ein gefährliches Unternehmen fürchten. "Winter auf See" – das ist vielmehr ein Erleben von besonderem Reiz. Auf den neuen deutschen Schiffen der Hamburg-Amerika-Linie, dem "Albert Ballin" und der "Deutschland", die erst im letzten Jahre fertiggestellt wurden, und die durch ihre Konstruktion die Schlingerbewegungen und die Vibration fast völlig ausschalten, hat man tagelang kaum ein Gefühl von Bewegung. Kommt aber einmal ein Sturm, der das Schiff hebt und wirft und das

Meer in Berge und Täler verwandelt, in blaue und graue und schwarze Bergmassen, in zischende weiße Abgründe, so blickt man ergriffen in diese Allgewalt. Es kommt ein Ahnen von den unendlichen Tiefen, von den verborgenen Welten da drunten, von dem geheimnisvollen Werden und Vergehen, von Erdteilen und Planeten, von einer schaffenden und zerstörenden Kraft. Man erlebt und begreift neu das jahrtausendlange Ringen der Menschheit, die Natur zu beherrschen und zu bezwingen – ihre sieghaften Erfolge; und man fühlt zugleich tiefer als je zuvor die Gebundenheit an das Schicksal, das Geborgensein allein in Gott.

Das amerikanische Klima gleicht in etwas dem Winter auf See. Der Amerikaner spricht mehr über das Wetter als alle anderen Nationen der Erde. Aber

38

er hat Grund dazu. Denn das Wetter ist wie das Land und das Volk: voller plötzlicher Gegensätze, voller Wechsel, voller Bewegung. Oder vielleicht ist es auch richtig, was der Amerikaner selbst glaubt, daß er seine Art, sein eigentümliches Wesen, seine gesteigerte Vitalität dem Einfluß des Klimas verdankt. Neuyork, auf dem gleichen Breitengrad wie Neapel, Boston auf dem gleichen wie Rom, haben heiße, durch die feuchte Schwere der Seeluft geradezu tropische Sommer, aber sie haben stahlharte, kalte Winter mit zugefrorenen Strömen und Wasserfällen und plötzlich aus fernen, hohen Luftregionen herabfallenden Schneetürmen, die allen Verkehr lahmlegen und reine, klare Luft durch Straßen und Häuser hindurchfegen und die Menschen tiefer atmen lassen. Wer überlebt, ist gestählt, abgehärtet, voll frischer Lebensenergie und Draufgängertum. Das gilt nicht nur im körperlichen, sondern auch im geistigen Sinne.

Die Dynamik des amerikanischen Lebens benimmt dem Europäer immer wider den Atem. Sie ist sicher nur teilweise mit dem Klima zu erklären. Sie ist doch auch ein Ergebnis der Größe und Weite des Lande, die sich irgendwie auf die Menschen und ihr Tun überträgt, ihnen den Stempel aufdrückt. Man stelle sich ein vergrößertes Europa vor unter einer einheitlichen Regierung, durch ein starkes patriotisches Gefühl aller Bürger zusammengehalten, mit den gleichen wirtschaftspolitischen Interessen, die alle verbinden, ein

39

Land, in dem es immer zugleich Winter- und Sommergegenden gibt, mit einem entwickelten Verkehrssystem. Man denke sich ein Volk, aus allen Rassen zusammengefügt und in dem doch alle noch etwas von dem Wandertrieb in sich tragen, der einst ihre Vorfahren in eine neue Heimat, in eine neue Welt führte.

Der Amerikaner ist immer in Bewegung. Er reist einhundertundzwanzig Stunden weit, von Neuyork nach San Francisco oder Seattle zu einer Sitzung, wie der Berliner nach Frankfurt oder München fährt. Er geht nach Chicago oder St. Louis, eine Tagereise weit, wie wir nach Leipzig oder Magdeburg reisen. Der Wohlhabende geht im Sommer nach Europa, im Winter nach Südamerika oder Havanna oder Florida. Der Amerikaner hat ein Eisenbahnwesen entwickelt, das zwar immer noch gelegentlich irgendwo die Schienen mitten durch die Straßen einer Großstadt legt und das Publikum durch seine Schranken und Schlagbäume schützt, - aber der Reisende findet dabei alles Behagen, das Menschensinn nur erdenken kann. Der Zug saust und rast mit unerhörter Geschwindigkeit dahin, auf weiten, tagelange Strecken ohne Halt. Das macht auch den Transport von leicht verderblichen Gütern möglich und hebt die Jahreszeiten für den

Konsum von Früchten und Gemüse vollkommen auf. Der Neuyorker ißt das ganze Jahr Erdbeeren und Trauben, Birnen und Orangen, Sommer und Winterfrüchte. Sie kommen

40

aus Kalifornien oder auf Florida oder aus Kuba, in jedem Monat aus einem anderen Teil des Landes, und sie sind keineswegs Luxusgüter. Ein Korb mit Erdbeeren, etwa zwei Pfund schwer kostet gegen Weihnacht zwei Mark. Vielleicht sagt der Amerikaner deshalb, er lebt in "*God's own country.*"

In Amerika liegt Holz und Kohle, Erz und Öl buchstäblich noch "auf der Strasse". Darum ist auch der Begriff der Ökonomie der Sachgüter ganz unentwickelt. Man überheizt Häuser und Bahnen, aber lebt bei offenen Fenstern – selbst wenn draußen 20 Grad Kälte sind. Man baut heute ein Haus, um es in wenigen Jahren einzureißen. Der Amerikaner legt ganze Stadtteile nieder, um sie nach neuem, einheitlichem Plan zu gestalten. Das Gesicht der Straßen verwandelt sich nicht nur in Jahrzehnten, sondern von Jahr zu Jahr. Die Neuyorker Fünfte Avenue, vor zehn Jahren noch die vornehmste Wohngegend der Stadt, ist heute die erste Geschäftsstraße der Welt. Die Auslagen der Läden, der Juweliere, der Modisten, der Antiquitäten- und Kunsthändler lassen allen Glanz und alle Schönheit der Rue de la Paix weit hinter sich. Die Vierte Avenue dagegen ist die Wohnstraße der Reichen geworden. Sie ist das Wahrzeichen der neuen amerikanischen Architektur, eines neuen Baustils. Ein Wolkenkratzer reiht sich an den anderen, Wohnhäuser mit 20 Stockwerken und 200 Familienwohnungen, jeder eine Welt für sich – aber

41

jeder mit einem eigenen Gesicht, mit eigener Fassade, von zehn zu zehn Stockwerken schmaler werdend oder auf breiter Grundlage Pfeilerartige Turmgewölbe aufbauend. Wer das sieht, kann nicht zweifeln, daß hier ein Sinn für Kunst und Schönheit lebt.

Das amerikanische Haus, die Wohnung: hier zeigt sich wie nirgend anders der Charakter der Nation. Der Amerikaner und ebenso die Amerikanerin weiß nicht nur, sondern fühlt mit jedem Nerv, mit dem Instinkt, daß die Sachgüter Diener und nicht Herren der Menschheit sein sollen. Alle Erfindungen, alle Technik werden den Massen und ihrer Lebenserleichterung nutzbar gemacht. Neben dem Aufzug, der in jedem Stockwerk halt, geht der andere, der nur das zehnte und zwanzigste Stockwerk bedient. Aus jeder Wohnung werden Briefe auf mechanischem Wege, durch einen Schacht, zum Hauswart befördert.

Aber das Haus hat bei den Amerikanern nicht die gleiche Bedeutung wie für uns Deutsche, oder überhaupt wie bei den Europäern. Es ist nicht im gleichen Sinne sein Heim. Vielleicht weil er immer bereit ist, der Arbeit nachzugehen, wo sie ihn hinführt. Oder weil er von Natur mehr für Dynamik als für Statik geeignet ist. Vielleicht auch, weil Hilfe im Haushalt, eine dienende Schicht immer nur wenigen Bevorzugten zugänglich war. Er verbringt einen Teil seines Lebens im Klub.

Der amerikanische Klub ist weniger als der englische ein Ort der Geselligkeit, ein Mittelpunkt für

42

Menschen der gleichen Gesellschaftsschicht, des gleichen Berufs oder der gleichen Gesinnung. Es ist mehr eine Ergänzung der Hauswirtschaft, ein Ort, an dem man alle Mahlzeiten

einnehmen kann, ohne sich um ihre Herstellung zu bemühen, ein Ort, an dem man Sonntags schon frühstückt, damit man nicht selbst zu kochen braucht, ein Ort, an dem man seine Mittagsmahlzeit einnimmt (die Kinder, wo es solche gibt, erhalten sie in der Schule), in den man seine Freunde einladet und – zuletzt, aber nicht zumindest – an dem man nicht allein ist.

Der Klub ist die große organisatorische Leistung der amerikanischen Frau. Er macht das Leben ohne Hausangestellte möglich, er hilft den Frauen zur Vereinigung von Ehe und Beruf. Er ersetzt in kleinen Orten Hotel und Restaurant, oder er zwingt die Gasthäuser zu guten Leistungen, um die Konkurrenz mit den Klubs zu bestehen. Er ist dabei auch Ausgangspunkt sozialer und kommunaler Aktivität von Männern und Frauen.

Das Bedürfnis nach einer privaten Sphäre, das uns so angeboren ist und das für uns durch das Heim befriedigt wird, muß man bei dem Amerikaner unentwickelt sein. Er erträgt, ja er sucht Menschenansammlungen, er findet sich mit einem Maß von Lärm ab, anscheinend ohne es zu bemerken, das selbst dem nervenstarken Europäer unerträglich ist. Ganz augenfällig wird das, wenn man sich die Stätten betrachtet,

43

in denen er seine Arbeit tut. Leitende Männer sitzen in selben Raum mit sechs Schreibmaschinen; wichtige Konferenzen werden erledigt, während gleichzeitig zehn andere Leute im selben Raum diktieren und telefonieren. Die Buchhalter eines Hotels sitzen auf einer Galerie, die rings um die Empfangshalle gebaut ist, in der ein Kommen und Gehen, ein Hasten und Lärmen ist. Ein Bureau, das in Deutschland ein ganzes Haus beanspruchen würde, ist hier auf zwei große Zimmer zusammengedrängt, die durch Glaswände in kleine Zellen eingeteilt sind, und alles bewegt sich dicht beieinander, hört und sieht einander.

Vielleicht ist das alles nur möglich, weil der Amerikaner eine Lebenstechnik hat, durch die er Lärm und Hast überkompensiert; weil er sich bewußt zum Herrn seines Schicksals macht.

6. Lebensstil und Lebenstechnik

6. Lebensstil und Lebenstechnik

Henry Ford hat das große Verdienst, den amerikanischen Farmer seiner Isoliertheit entrissen, dem Dorfbewohner die Lockungen der Großstadt in erreichbare Nähe gebracht zu haben. Wenn man durch den mittleren Westen fährt, der eigentlich gar kein Westen, nicht einmal Zentrum, sondern geographisch durchaus ein Teil des Ostens ist, etwa zwischen *Detroit* und *Cleveland*, *Cincinnati* und *Chicago*, bekommt man eine Vorstellung davon, wie das Leben der

44

Landbevölkerung durch die Technik verändert worden ist. Überall sind die Landstraßen mit Autos belebt; vor jeder Farm sieht man die Wagen stehen. Der Garageschuppen gehört zum Haushalt des Bauern fast so wie Stall und Scheune. Auch Telefon und Rundfunk haben ihn mit der übrigen Welt verbunden. Sie sind Haushaltungsgegenstände geworden. Jeder amerikanische Junge konstruiert sich seinen eigenen Rundfunkapparat. Er braucht keine Erlaubnis zu haben,

keine Gebühr zu zahlen. Er fertigt seinen Apparat an und fängt auf, was in der Luft ist. Man fährt durch Städte, in denen auf jedem Dach die Radioanlage errichtet ist.

Der Amerikaner ist technisch und in der Nutzbarmachung von Erfindungen anderen Ländern voraus. Er hat aber auch einen rationalen Lebensstil, eine Lebenstechnik, die man ablehnen kann, die man nicht sympathisch zu finden braucht, die ihn aber für den Lebenskampf in ungewöhnlichem Maße stark macht.

Zwei Umstände mögen diesen Lebensstil entwickelt haben. Einmal die Tatsache, daß der Amerikaner im allgemeinen viel weniger Bedienung haben kann als der Europäer. Das zwingt ihn, das Leben zu organisieren. Dann aber ist die Haft, der Lärm, die Atemlosigkeit in den großen Städten des Ostens so beispiellos, daß man einer besonderen Lebenstechnik bedarf, um sie zu meistern.

Wenn man die amerikanischen Städte im Sommer gesehen hat und im Winter wiederkommt, scheinen

45

die Straßen leerer geworden zu sein. Trotz aller Reihen von fahrenden und wartenden Autos ist es doch nicht die gleiche, zusammengeballte Masse, die sich unaufhörlich fortbewegt. Man stellt auch bald fest, daß viele der Leute, die im Sommer ein Auto hatten, jetzt in Straßenbahnen, oder Droschken ihre Wege zurücklegen. Sind sie plötzlich alle ärmer geworden? Gewiß nicht – aber viele Amerikaner entlassen den Chauffeur im Herbst, weil es im Winter, wenn man nicht hinaus auf das Land fährt, nicht rentiert. Sie verkaufen im Herbst ihren Wagen und kaufen im Frühling einen neuen, besseren. Das ist ganz charakteristisch für die Schnelligkeit des Lebens, der Entschlüsse. Niemand denkt daran, einen Wagen zu fahren, bis er abgenutzt ist. Man will das Neueste, Beste haben – aber man beschafft es mit Ökonomie. Das Auto ist in jeder Beziehung das Wahrzeichen der Vereinigten Staaten. Man sollte es in die Fahne neben die Streifen und Sterne setzen.

Die Rationalisierung der Kräfte spiegelt sich besonders bei Betrachtung der Haushaltungen wider. Es ist verhältnismäßig leicht, von hundert amerikanischen Frauen, die man etwa bei einem Vortrag oder bei einem Empfang trifft, Einladungen zu bekommen, mit ihnen in irgendeinem Klub oder Gasthaus das Mittagessen einzunehmen. Denn sie sind außerordentlich gastfrei. Aber es ist schon schwerer, von zehn

46

unter ihnen eine Einladung zum Abendessen in ihr Haus zu erhalten, und es ist ein besonderer Glücksfall, wenn man von einer unter ihnen eingeladen wird, ihr Hausgast zu sein. Man dringt schwer in das häusliche Leben ein, und es gelingt nur langsam, eine Vorstellung davon zu gewinnen. Das gilt allerdings nur für die großen Städte des Ostens und hat mit dem Stil der Häuslichkeit zu tun. Im Westen öffnen sich die Häuser weit, und man findet noch jene Art enthusiastischer Gastlichkeit, die sich aus den Kolonialzeiten erhalten hat und die auch den Fremden willkommen heißt und heimisch macht, wenn er mit irgendeiner Empfehlung kommt.

Die Häuslichkeit und der Lebensstil des Amerikaners ist natürlich durch die Einkommensverhältnisse bestimmt. Aber gewisse Typen von Häuslichkeiten lassen sich leicht unterscheiden. Dabei bleibe die Häuslichkeit der Arbeiterfamilie außer Betracht. Sie ist am

wenigsten charakteristisch, weil der Proletarier aller Länder eine so enge Wohnung hat, daß er keinen eigentliche Wohnkultur entfalten kann, und weil in Amerika der Proletarier ein Pole, Italiener, Ire oder sonst ein Eingewanderter ist, der an den Sitten seines Heimatlandes festhält. Die Häuslichkeiten lassen sich etwa in vier Typen teilen. Zuerst seien die Familien ohne Bedienung genannt. Dann kommen die Familien mit einer mit einer Hausangestellten, häufig einer Negerin. Es folgt die wohlhabende Familie mit einer

47

Hausangestellten und einem Chauffeur. Darüber stehen dann die Häuslichkeiten der Reichen mit viel Dienerschaft, die den europäischen Haushaltungen sehr gleichen.

Das größte Interesse gebührt dem Lebensstil in einfachen Verhältnissen. Auch in den Großstädten neigt man dazu, hinaus in die Vororte zu ziehen und ein eigenes Haus zu erwerben. Das ist mit verhältnismäßig geringen Kosten möglich, wenn man mit einem Holzhaus zufrieden ist. Die Einrichtung der Häuser ist so praktisch, daß die häusliche Arbeit auf ein Minimum reduziert ist. Auch braucht man nur ganz wenige Möbel, um das Haus wohnlich zu machen. Schränke gibt es nicht, ebensowenig Waschtische. Das Bedürfnis nach Reinlichkeit wird durch das Badezimmer befriedigt, in dem in holder Eintracht die Zahnbürsten der Familie nebeneinander hängen; ebenso Handtücher, wobei Verwechslungen nicht ganz ausgeschlossen sein dürften. Auch steht alles, was die Amerikanerin zur Hautpflege, der Mann zum Rasieren braucht, irgendwo dort auf einem Wandbrett oder dem Fensterbrett. Kleider und häufig auch Wäsche finden ihren Platz in Kammern, die in jedem Zimmer eingebaut sind. Auch in der Küche ist alles eingebaut, sogar die Waschmaschine und der Eisschrank. Man braucht daher außer Betten und einem Frisiertisch nichts für das Schlafzimmer. Das Wohnzimmer und das Eßzimmer enthält neben leichten, bequemen Stühlen

48

manchmal ein Klavier, häufiger ein Vitriola das ist ein verbessertes Pianola, eine Anzahl kleiner, zusammenklappbarer, ausdehnungsfähiger Tische aus leichtestem Material, ein paar kleine Teppiche. Manchmal ein Bücherregal. Aber auch das ist oft eingebaut. Die Reinhaltung solcher Häuser mit dem Staubsauger ist in der Tat keine Mühe, ein Umzug ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen.

Wie aber entledigt man sich der Arbeit des Kochens? Es ist erstaunlich, wie wenig in solchen amerikanischen Häusern gekocht wird. Dabei spielt einmal die Vorliebe der Amerikaner für rohe Früchte und Salat eine Rolle. Dann aber entwickelt man absichtlich eine Nahrungstechnik, die wenig Arbeit macht. Man ißt zu Mittag irgendwo in der Stadt, Eltern und Kinder. Die Kinder in der Schule. Man ißt ein Brötchen und Salat, oder Salat und Eis, eine beliebte amerikanische Zusammenstellung. Es gibt aber auch Leute, die nur einmal oder zweimal am Tage essen. Ein Nachmittagstee wird von den meisten als Zeitvergeudung betrachtet. Überall kann man kleine Pergamentumschläge mit Mandel- oder Nußkernen kaufen, die viele Leute statt der Mittagmahlzeit essen. (Hochwertige Nahrung – kein Zeitverlust – keine Zubereitung.) Die Hauptmahlzeit ist am Abend. Sie ist aber in den Häusern ohne Angestellte, besonders wenn die Frau einem Beruf nachgeht, auch auf Gerichte beschränkt, die nicht viel Zubereitung erfordern.

49

Der Amerikaner ißt viel Zerealien, die aber nicht gekocht werden wie Haferflocken, sondern von der Fabrik in eßbarer Form geliefert werden.

Viele Familien scheuen aber doch die Mühe einer solchen Haushaltung und leben in "Apartments", d. h. in möbélierten oder von ihnen selbst ausgestatteten winzigen Wohnungen in einem der hohen Mietshäuser. Das Mietshaus, in dem der Wohlhabende lebt, heißt "Apartment-Haus"; das der Armen "Tenement-Haus". Der Unterschied ist im Grunde nur der, daß das Apartment-Haus einen Portier hat und nachts geschlossen wird, während die Häuser der Armen offen bleiben. Aber im Apartment-Haus kann man nicht nur Möbel und Wäsche und Silber, sondern unter Umständen auch stundenweise Bedienung oder wenigstens Reinhaltung der Wohnung mitmieten. Immer aber bedeutet es, dass man für die Mahlzeiten ausgehen muß oder sie selbst bereitet. Die einzige Dienstleistung, die man nicht mieten kann ist das Kochen und Abwaschen des Geschirrs. Aber das Abwaschen besorgt in der Amerikanischen Familie des Mittelstands fast immer der Mann.

Man findet junge Frauen, die die kostbarsten Kleider tragen, die dem Fremden wie Prinzessinnen erscheinen, aber die alle häusliche Arbeit selbst machen, sich ihre Schuhe an der Straßenecke reinigen lassen, aber häufig ihr eigenes Auto haben und selbst lenken.

Ein entwickelteres Familienleben und eine gepflegtere Häuslichkeit findet man meist in den Familien,

50

die sich eine Hausangestellte halten können. Die Negerinnen sind of vorzügliche Köchinnen und fast immer außerordentlich arbeitsam und tüchtig. Aber auch in solchen Verhältnissen fällt der Frau mancherlei Arbeit zu, und das Leben sehr aushäufig. Der nächste Schritt aufwärts aus der sozialen oder eigentlich ökonomischen Stufenleiter ist der Haushalt mit dem Chauffeur. Das ist immer ein Zeichen von erheblichem Wohlstand. Die zweite Hausangestellte folgt in der Regel erst später. Sie ist aber auch bei der Haushaltstechnik von geringerer Bedeutung. Müll und Abfall wird durch einen Schacht fortgeschafft, die bestellten Waren werden von außen in einen Behälter gelegt, der von der Küche aus zu öffnen ist, so daß selbst die Klingel nicht in Bewegung gesetzt und die Tür nicht geöffnet zu werden braucht.

Man kann aber auch in einer Stadt des Landes kaufen, was man in einer anderen geliefert haben will. Die Blumenhändler sind kartelliert, und eine heute in San Francisco bestellte Blumengabe kann am selben Tage in Neuyork ausgeführt werde. "Say it with Flowers" steht über allen Blumenläden als Reklame, als Aufforderung zum Kauf. Anreiz zum Kauf und Leichtigkeit der Beschaffung wirken zusammen.

51

Überall findet man Geschäfte, in denen man auf das Reinigen und Färben von Kleidern, das Ausbessern der Schuhe warten kann. In den großen Städten haben Unternehmer Ärztehäuser gebaut, in denen Hunderte von Ärzten und Zahnärzten winzige Sprech- und Untersuchungszimmer innehaben, wo im selben Haus für alle Fälle und Spezialitäten vorgesorgt ist.

Immer wieder fragt man, warum in diesem unermeßlichen Land diese Sparsamkeit in der Ausnutzung jedes Raumes waltet – und man erhält die Antwort: Zeit- und Kraftersparnis, weniger Bewegungen, weniger Energieverlust: Lebenstechnik.

Der Lebenstechnik hat sich auch die industrielle Welt und die Produktion unterworfen. Der Begriff des Taylorsystems, den wir von Amerika übernommen haben, ist viel zu eng gefaßt. Hier spricht man von "Wissenschaftlicher Verwaltung" der Betriebe. Die Personalverwaltung versucht durch richtige Auswahl bei den Einstellungen und durch Eignungsprüfungen jeden an den richtigen Platz zu stellen. Der "Tüchtigkeits-Ingenieur" beobachtet den Betrieb und schlägt Verbesserungen vor. Der Tüchtigkeits-Sachverständige verbessert den Arbeitsprozeß, sucht Erleichterungen der Arbeitsmethoden zu finden. Es ist immer gewollte Bemeisterung und Beherrschung des Lebens. Das greift auch in das individuelle Leben über. Der Begriff der geistigen Hygiene steht im Mittelpunkt des

52

Interesses. Man will nervösen Erkrankungen vorbeugen. Man will Schwächen der Anlage überwinden. Man will die Fähigkeit entwickeln, zuzeiten alle Energien bis aufs äußerste auszunutzen, ohne hinterher zusammenzubrechen. Dazu schafft man sich einen Rhythmus von vollkommener Entspannung und gesteigerter Tätigkeit. "Wie man erfolgreich lebt", das ist Gegenstand nicht nur ökonomischer, sondern psychologischer und medizinischer Betrachtungen. Als Beispiel dafür erzählt man von einem Athleten, der bis in ein hohes Alter einen wunderbar gebildeten und leistungsfähigen Körper behielt, daß er auf die Frage, wodurch er seine Kräfte erhalten habe, antwortete: er habe nie im Leben auch nur eine überflüssige Bewegung gemacht. Der Amerikaner, der Erfolg hat, der es zu einer großen Stellung bringt, wählt aus, was er tut und was er unterläßt. Darum macht er auch im Gegensatz zur Masse immer den Eindruck, Zeit zu haben. Er wählt aus nach dem Wahlspruch: "Das Leben ist zu kurz." Das nennt man hier leitende Fähigkeiten.

7. Quer durch den Kontinent

7. Quer durch den Kontinent

Die Großstädte des Ostens liegen hinter uns. Ein strahlend blauer Frühlingstag, ein brennender Sonnenball grüßt die kleine Universitätsstadt in Iowa, dicht am Tor des eigentlichen Westens gelegen.

53

Endlich am 27. März erblickt das suchende Auge unter totem Gebüsch die ersten grünen Spitzen von Krokus und Osterglocken, und man glaubt, daß hier, wo der letzte Halt gemacht wird, ehe der Zug mich zum Stillen Ozean führen soll, der Frühling nun wirklich seinen Einzug halten wird. Aber vergebens – am nächsten Tag hüllt uns ein eiskalter Nebel ein, und später strömt der Regen, und der nächste Tag sieht die Welt wieder tief verschneit. Die Prärie ist eine große, weiße Ebene, aus der nur die grau, gelb oder rot gestrichenen Holzhäuser herausragen. Es scheint das Land des ewigen Winters zu sein. Es gilt Abschied zu nehmen von dem gastfreien

Haus, dem amerikanischen Professor und seiner deutschen Frau, die den Besucher mit all ihrer Liebe zur deutschen Heimat umging, ihn all die Seligkeit der Erinnerung an die Jugend in Deutschland entgelten ließ. Abschied auch von der Studentin – Hausgehilfin, die so ein typisches Bild amerikanisch-demokratischen Familienschicksals ist. Die Älteste von fünf Kindern eines Kleinbauern – der Besitz 50 Morgen. Ihr fünfzehntes bis neunzehntes Lebensjahr hat sie in der nächsten Stadt verbracht, um die höhere Schule zu besuchen. Der Vater hat dort zwei Zimmer gemietet, wo jeweils zwei der Kinder leben, um die Schule zu besuchen. Früh ganz unabhängig, auf sich selbst gestellt, kochen sie sich ihre Mahlzeiten und lernen. Mit neunzehn Jahren ist sie fertig, nimmt eine Lehrerstelle irgendwo in einem Dorfe an.

54

Nach zwei oder drei Jahren hat sie genug davon. Die Schule ist zu primitiv, ihr eigenes Wissen zu begrenzt. Sie zieht in die Universitätsstadt und arbeitet sich als Haustochter und mit fünf Stunden täglichem Hausdienst durch das College. Wenn sie fertig ist, wird sie an einer höheren Schule unterrichten, und unterdessen ist die zweite Tochter zu Volksschullehrerin geworden und Nummer drei und vier bewohnen die Stuben in der Kleinstadt und gehen auf die höhere Schule – und sie alle werden irgendwie in einem höheren Beruf landen, und tragen seidene Strümpfe und moderne Frisuren und kaufen Automobile, und der Bruder wird mit seiner Collegeweisheit auf die Farm zurückkehren und alles auf höherer und wissenschaftlicherer Grundlage betreiben – oder er wird vielleicht Ingenieur, oder Professor oder Fabrikant, und ein anderer fängt das Leben auf der Farm von neuem an, wenn nicht die Geschwister sich die Farm als Sommersitz erhalten wollen. Das ist die Geschichte, die einem jeder zweite Amerikaner zu erzählen weiß. Entweder gehört er der aufstrebenden Linie an – oder er ist schon angekommen, und die Geschichte stellt das Elternschicksal dar.

Nun aber rollt der Pullmanwagen dem anderen Ozean zu. Es liegen siebenundsechzig Stunden Bahnfahrt vor mir – doch ist es nichts Ermüdendes oder Einsames um so eine Reise durch den Kontinent. Es ist vielmehr ein Jauchzen des Herzens, wenn man die Welten durchquert; das Glücksgefühl, daß die

55

Erde unser ist; daß man lebt und erlebt; daß man mehr von Ländern und Völkern sehen wird; daß man dem Neuen, Unbekannten entgegengeht.

Die Wagen sind breit und lang und schwer gebaut und haben Raum für zwölf Abteilungen, die nachts durch dünne Holzwände voneinander geschieden, in vierundzwanzig breite, bequeme Betten verwandelt werden. Wie die Ozeanschiffe, so find ich auch die transkontinentalen Züge mit jedem erdenklichen Komfort ausgestattet, um alle Bedenken gegen die lange Reise zu zerstreuen. Die Schlafwagen find mit je einem Waschraum für Männer und für Frauen ausgestattet, jeder mit mehreren Waschtischen, Frisiertischen, warmem Wasser und Eiswasser. Außer dem Zugführer hat jeder Wagen einen farbigen Bedienten, der nicht nur die Betten macht und den Wagen mit Staubsauger reinhält, sondern Briefe und Telegramme befördert, Mahlzeiten auf Wunsch an das Bett oder in die Wagen bringt, Schuhe und Kleider putzt. Der Zug führt einen Speisewagen, in dem man nach der Karte mit reichster Auswahl, wie in einem vorzüglichen Hotel, seine Mahlzeiten einnehmen kann; er führt einen Aussichtswagen mit Lehnstühlen, Schreibtisch, Briefpapier, einer kleinen Bibliothek und einer offenen Veranda, und an den

Stationen werden Zeitungen in den Zug gebracht, Händler mit Süßigkeiten und Früchten und Zeitschriften gehen durch den Zug – kurz, der Zug ist ein fahrendes Hotel.

56

Ein blauer Himmel leuchtet nach der ersten Nacht über dem Land, der Zug gleitet durch endlose Ebenen; tote, in der Sonne golden glänzende Maisstauben wechseln mit dem gelben Gras der verdorrten, winterlichen Steppe ab – hier und da ist das Land noch mit Schneeflocken durchzogen. Die Bäche sind zugefroren. Ab und zu kündigt eine Riesenherde Rinder oder Pferde die Nähe einer menschlichen Wohnstätte an. In der Ferne erblickt man ein kleines Haus, mit großen Scheunen oder Ställen, in bunten Farben bemalt, um die eintönige Landschaft zu beleben – oder vielleicht um sich weithin abzuheben und als Wegweiser, als Zielpunkt für Mensch und Tiere dienen. Die Ackerfläche wird spärlicher, die Herden zahlreicher, je weiter der Zug durch Nebraska rollt. Die Pferde weiden auf der toten Steppe oder den vorjährigen Maisfeldern; hier und da stehen Schober auf den Feldern. Der Baumbestand ist äußerst spärlich. In weiten Unterbrechungen erreicht man eine Stadt, das heißt eine Ansammlung von vielleicht hundert Häusern, ein Marktflecken im Sinne des Wortes, wo die Farmer ihr Vieh oder Mais verkaufen. Holzhäuser auch hier, flach auf die Prärie hingestellt, ein Laden mit landwirtschaftlichen und Küchengeräten, eine Reparaturwerkstatt für Automobile, die Reklame des Grundstücksverkäufers, das sogenannte Hotel ohne Trinkstätte und die Drogenhandlung, in der man alles Unentbehrliche kaufen kann – daß ist die Stadt! Die

57

Bahn steigt unaufhörlich an, in gerader Linie. Das Trockne Gras wird dünner. Stellenweise tritt Moor an seine Stelle. Die Häuser werden seltener, die Schneemassen dichter. Nur ab und zu eine vielköpfige Schafherde. In der Ferne ragen einsam scharfgeschnittene Bergspitzen nur wenig über die leicht gewellte Hochebene hinaus. Die Kette des Felsengebirges liegt vor uns – eine Höhe von 2400 Meter ist erklommen. Nur die Formation der Hügelmassen, die wir durchschneiden, und die Vegetation erinnert daran, daß sie die Gipfel eines gewaltigen Berglandes sind, dessen starre Öde von der Bahn durchbrochen wurde. Alles verliert sich in einer unabsehbaren weißen Ebene. Ein paar rote Felskegel ragen auf. Telegraphenstangen, Bahnwärterhäuschen, Schluchten und Abhänge, die ein paar Fichtenbäume tragen. Die Sonne blitzt auf und wird bald wieder von dünnem Bergdunst eingehüllt. Ein leichter Schneestaub fegt vorbei, Stunden vergehen so. Der Tag rinnt dahin. Alle Vorstellungen von einer Gebirgskette schwinden. Es ist ein ganzes Land, das ein paar tausend Meter über der Meeresfläche liegt, das wir durchqueren, ein Land, in dem in der Ferne Städte in Höhe von 2000 Meter liegen, einen Hochebene, aus der sich nur hier und da Gipfel und Ketten in weiten schwindelnden Höhen, in einer zum Atmen zu dünnen Luft bis zu 4500 Meter erheben. Nun wieder rahmt eine weite, grasreiche Fläche die Bahn ein. Am Horizont tauchen

58

in großartiger Einsamkeit gelegene Farmen auf – eine ansehnliche mit großen Herden, oder eine ärmliche, die nur aus ein paar Hütten besteht. Dahinter tauchen zu beiden Seiten der Bahnlinie neue Bergketten auf, mit dem bläulichen Flimmern des ewigen Schnees bedeckt. Die Bahn hat die Höhe der Wasserscheide überschritten. Sie senkt sich ein wenig und macht in *Lamarie*, der Universitätsstadt des Staates *Wyoming*, halt, die so unorganisch und unwahrscheinlich in diese Hochgebirgswelt hineingebaut erscheint. Gelbe Autodroschken rasen heran, als ob sie in Newyork wären. Ein Palast-Café am Bahnhof, ein paar baumbepflanzte Straßen ohne Pflasterung,

Holzhäuschen mit Ansätzen zu Gärten, ein Kirchturm - - und die große Leere nimmt uns wieder auf. So geht es weiter, und schließlich leuchtet es von der untergehenden Sonne wie ein lohendes Feuer auf. Am Himmel mischen sich blaue und rote Töne. Die Erde wird rot, und das Gras und der Schnee - und der Ball versinkt und läßt die graue, fahle Welt der Nacht zurück. - - Die Wagen sind gut ventiliert und erleuchtet, und am Abend liest man Geschichten von den Pionieren, die es nicht im ruhigen Wohlstand ihres östlichen Lebens ertrugen und immer wieder weiter nach Westen zogen, nach dem Märchenland, in dem die Sonne untergeht.- -

Aber es ist nicht nur ein Leben im Wagen. Am Morgen bringt uns der Ruf zum Frühstück den Blick auf den Salzsee, die Ufer von Dünen eingerahmt, die

59

Pyramidenform tragen, und dahinter ein Kranz hoher schneebedeckter Berge, der Sierra Nevada, die der Zug heut überschreiten soll. Zunächst nimmt jedoch der See uns auf. Ein schmaler Deich, nicht breiter als das Geleise, auf dem die Bahn rollt, führt in mehrstündiger Fahrt immer auf schmalen, schwindligem Steg hinüber. Die Sonne lockt hinaus auf die Veranda des Aussichtswagens, und Seeluft und Gebirgsluft mischen sich - der See liegt 1400 Meter hoch -, und man pumpt die Lungen voll, und die Augen trinken, was die Wimper hält. Dann klimmt die Bahn wieder hinauf - dreimal hat sie eine Bergkette von 2500 Meter zu überschreiten. Heut aber geht es durch die Gebirgswüste - trockenes, regenloses Land, in dem nur Wermutstrauch mit seinen flachen, stacheligen Blättern die Erde bedeckt. Wäre das Land nicht mit weißglitzernden Bergen umgeben, würde das Graugelb des Bodens nicht durch weiße Schneeflocken belichtet, würde es ein öder Anblick sein. Aber es geht durch Bergschluchten und Täler, und ab und zu ist eine Oase, eine Gegend mit Bach und Fluß, eine Behausung, daß Menschen es lohnend finden, hier ihre Nahrung zu suchen. Dann macht der Zug vor Ortschaften halt, deren besonderes Merkmal darin besteht, daß jedem Haus ein Anschlag zu Billard - und Glücksspielen einladet. Es sind Gold -und Kupferminen in der Nähe!

60

Fast einen Tag lang durchfährt man diese Wüste *Utahs* und *Nevadas*, und ab und zu kündigt ein Kreuz auf einem Hügel den Tod jener Menschen, die einst auf Ochsenwagen und kümmerlich ausgerüstet den Kampf mit Dürre und Kälte aufnahmen, um hinüber in ein besseres Land zu ziehen, von dem nur sagenhafte Kunde zu ihnen gedrungen war.

Aber am Morgen grüßt dieses Land. Ein Blick aus dem Fenster zeigt die grünenden Felder und blühenden Obstgärten *Kaliforniens*. Häuser von gelbbestreuten Mimosenbäumen gerahmt. Straßen mit baumhohen Palmen eingefaßt. Der Flieder blüht. Es blüht wilder, orangegelber Mohn, es blüht Iris, Goldlack, Glyzine, Levkoien. Die Rosen blühen - in Sträuchern, Spalieren, in Bäumen. Es blüht Frühling und Sommer und Herbst. Es blüht auf Bergen, in Tälern. Blaue Hügel tauchen in der Ferne auf; der Zug fährt an der leuchtenden Bucht entlang. Eine Fähre trägt uns hinüber zu der weißen Stadt, dem goldenen Tor. Es ist in der Tat ein Wunderland. In allen Farben blühende Geranien rahmen die Häuser ein, nicht die Fenster, sondern die Grundmauern! Die Kalla mit dem großen weißen Kelch wuchert auf den Höfen und auf Schuttplätzen. Tausend nie gesehene Pflanzen blühen am Meeresstrand. Der Eukalyptusbaum strömt seinen Duft aus und durchbringt die Atmosphäre.

Warum ist die Stadt so weiß? Hundertmal hat man davon gelesen und kann es doch mit Phantasie

61

nicht fassen. Auf hohen steilen Berg ziehen sich die Häuser hinauf; in schnurgraden Straßen; beinahe senkrecht steigen sie auf, so daß ein Haus fast auf dem anderen zu stehen scheint. Und überall geht der Blick hindurch auf das Meer unten, auf bewaldete Hügel oben, dieses Häusermeer einrahmen, von denen ihre weiße Farbe sich abhebt.

Warum ist das Tor so golden? Es ist nicht ein Tor von Menschen gebaut, mit dem Gold aus den Schätzen *Kaliforniens* verziert. Es ist ein Tor, das die Natur hingestellt hat. Ein schmaler Eingang vom Meer zur Bucht, durch die Hügel von zwei weit vorspringenden Halbinseln gebildet.

Bewaldete und grüne Hügel, glitzerndes Meer, fruchtbare Ortschaften in der Bucht – und doch, warum nennen sie es golden?

Wer das Glück hat, zur Zeit der Äquinoktien das Meerestor zu sehen, weiß die Antwort. Zweimal im Jahr scheint die Sonne genau auf die Einfahrtstraße, auf die Hügel, die das Tor bilden; auf den schmalen Meeresstreifen, der dazwischen liegt. Sie taucht das Tor in Gold, das Meer in Gold. Es leuchtet und schimmert wie ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht“. Das ist *San Francisco*; die Stadt, in der zwei Welten sich berühren; Endpunkt des Okzidents und Ausgangspunkt für den Orient. Noch führen nur unsichtbare Brücken hinüber und herüber. Aber hier fühlt und weiß man, daß die Welten nicht

62

mehr zu trennen sind, daß die Kulturen einander bereichern und erhöhen können.

8. Kultur im Werden

8. Kultur im Werden

Im Grunde genommen kann ein Volk nur zu eigener Kultur gelangen, wenn es eine Seele hat und sie im geistigen, künstlerischen und sozialen Leben zum Ausdruck bringt. Es gibt Völker, die zwar keine Zivilisation, aber Kultur besitzen; Länder ohne Wasserleitung, aber mit Dichtern wie Knut Hamsun, die nicht nur ihr Volk begreifen, sondern auch von ihm begriffen werden.

Das amerikanische Volk hat überwältigende Siege bei der Bezwingung von Naturgewalten, die märchenhafte Durchbringung eines Kontinents mit den Gütern der Zivilisation aufzuweisen; mit Verkehrsmitteln und Beleuchtungseffekten, tadellos funktionierenden Telephonen und Funkstationen, mit Werkzeugen der Lebenserleichterung und Lebenserschwerung. Aber man kann bei alledem gar nicht an der Frage vorübergehen, wo die kulturellen Errungenschaften zu finden sind, denen doch im Grunde genommen die äußere Gestaltung der Dinge nur Rahmen sein soll.

Allerdings hat auch in den westeuropäischen Ländern die seelische und sittliche Kultur nicht mit der technischen Leistung Schritt gehalten. Aber immerhin sind die alten Völker mit ihrem kulturellen Erbgut

63

in fester Tradition verwachsen, und sie umschließen Bildungsschichten, die selbst bei materieller Notlage doch Hüter und Mehrer geistiger und ästhetischer Werte bleiben. Das amerikanische Volk ist noch zu jung, *um eine Tradition der Kultur zu haben*, und es ist ein Mischvolk, aus den Stämmen und Rassen aller Länder und Erdteile zusammengefügt. Roosevelt hat Amerika einmal ein „vielsprachiges Gasthaus“ genannt. Daran liegt es, daß sich eine Kultur nur langsam entwickelt, daß die amerikanische Seele noch ihre spezifische Prägung kaum zum Ausdruck bringt; daß die Leistungen dieses kraftvollen und selbstbewußten Volkes auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften und Künste so gering sind.

Besonders auffallend ist das dem europäischen Besucher, sofern er geneigt ist, in Amerika noch heute, wenigstens kulturell betrachtet, eine Art angelsächsisches Kolonialland zu sehen. Aber tatsächlich sind nicht nur die Unterschiede zwischen den beiden Völkern groß. Gerade auf kulturellem Gebiet wachsen sie sich vielfach zu Gegensätzen aus. Die englische Häuslichkeit, die englische Familie, der englische Sonntag, das englische Herrschafts- und Dienstverhältnis, die klassisch-aristokratische Atmosphäre von Oxford – das alles ist von anderen seelischen Kräften geformt, als sie in Amerika gedeihen. Wohl haben die Neu-Englandstaaten in den ersten Siedlungszeiten die Sitte geschaffen; wohl

64

gelangt ihr Geist auch heut noch in eigentümlichen Einrichtungen (Alkoholverbot!) zur Herrschaft. Immerhin bilden die Angelsachsen nur eine Minorität im Volk, wenn sie auch finanziell und sozial einen unverhältnismäßigen Einfluß haben.

Was die besonderen Merkmale des amerikanischen Volkes ausmacht, die Eigenschaften und seelischen Kräfte, die allen seinen Gliedern gemeinsam sind, die die Menschen vieler Rassen zu einer Nation, zu einer Einheit, einer sich selbst bewußten Einheit zusammenschweißt, das ist nicht von den alten Ländern überkommen. Es ist im Guten wie im Schlechten, in der krassen Deutlichkeit eines primitiven Entwicklungszustandes die Formkraft, die dem Volk und seiner Seele durch die ihm gestellte Aufgabe, durch die ursprünglichen Lebensbedingungen gegeben war. Es ist der Geist, es ist der Charakter *der Pioniere*.

Das Leben war ein Jahrhundert lang – und ist noch heut für die Zuströmenden – zu hart, der Lebenskampf zu unbarmherzig, als daß der Geist eine Stätte finden konnte. „Sei tatkräftig, sei kühn, und vor allem arbeite“, das war das Leitmotiv. Es gab keine Muße und deshalb keinen Wert für die Güter, die dazu dienen, die Muße mit Glanz und Schönheit und Innerlichkeit zu erfüllen. Kultur entsteht erst in Gemeinschaften, deren wirtschaftliche Organisation bereits einzelnen Menschen oder Gruppen die Zuwendung zu unproduktiven, immateriellen Beschäftigungen

65

ermöglicht. Sie konnte nicht entstehen, so lange ein Kontinent bevölkert und urbar gemacht wurde. Der Einsatz, um den der Pionier ringt, ist zu hoch. Es ist das nackte Leben. Pflügen und säen, Bäume fällen und Brücken bauen: das erfüllte das Dasein der Menschen. Das war der Strom nationalen Lebens, der über Täler und Ebenen flutete. Das war das wirkliche Amerika. Was daneben gerade in den kolonialen Frühzeiten an Geistigkeit vorhanden war, bleib

ausschließlich auf die Neu-Englandstaaten beschränkt, hatte seine Wurzeln in dem Mutterboden Europas und machte gar keinen Anspruch darauf, amerikanisches Wesen auszudrücken.

Die Ära der Pioniere, der Aufschließung des Kontinents, wurde erst etwa seit 1880 abgelöst von der Entwicklung *der Industrie und der Großstädte*. Das äußere Leben hat ein so anderes Gesicht bekommen, daß man, wenigstens in den Städten, geneigt ist, zu vergessen, wie jung diese ganze Zivilisation ist; daß die Großväter alle noch Pioniere waren.

Aber wenn auch das Äußerliche sich geändert hat, die *Seele des Amerikaners ist noch nicht in das Neue hineingewachsen*. Interesse und innere Haltung, Geist und Herz sind noch gezeichnet durch die Erlebnisse der jüngsten Vergangenheit, durch den historischen Hintergrund. Der Amerikaner denkt noch in den Begriffen der Pioniere, obwohl die ökonomischen und materiellen Tatsachen über deren sinnvolle

66

Anwendbarkeit hinausgewachsen sind. Die amerikanische Nation ist die reichste der Welt. Die Arbeit ist produktiver und das Vorwärtskommen und Erfolg haben leichter als anderswo. Nichts rechtfertigt mehr die frühere ständige Beschäftigung mit der materiellen Existenz. Aber die Begriffe sind so überkommen und festgewurzelt, als ob Gelderwerb zum Zweck weiteren Gelderwerbs ebenso wichtig wäre wie die Aufgabe, Korn zu bauen, um das Leben zu erhalten. Die Tatsachen haben sich geändert. Die Pioniere machten eine Wildnis urbar; der moderne Geschäftsmann unterwirft ein Heer von Konkurrenten. Dabei legt er das gleiche Maß von Energie und genau die gleiche Art von Mentalität in seine heutige Aufgabe hinein, obwohl die praktischen Ergebnisse vollkommen andere sind.

Das bestimmt auch die Haltung gegenüber den geistigen *Werten*. Der Pionier mußte naturgemäß den Denker ablehnen. Nach seinen Maßstäben ist er unproduktiv und gibt ein schlechtes Beispiel. In einer Schilderung des psychologischen Hintergrundes des Amerika von heute, die von jungen Amerikanern selbst gegeben ist, wird gesagt: „Der Pionier duldet den Geistlichen, genau so wie primitive Stämme den Medizinmann duldeten; und aus etwa den gleichen Gründen. Wenn der Geistliche auch nicht Regen schaffen oder Seuchen abwehren kann, was der Medizinmann zu können vorgab, so kann er doch die Härte

67

des Daseins mildern und den Weg zu einem zukünftigen Reich zeigen, das für die Mühsalen dieser Welt vollen Ausgleich bringen wird. Er hat also, kurz gesagt, Nützlichkeitswert. *Der Denker* schlechthin hat keinen. Und nicht nur das. Er ist ein Vorwurf und eine Herausforderung für den Mann, der im Schweiß seines Angesichts arbeitet. Es ist, als ob er ihn fragte: Warum eigentlich all diese Anstrengung und Qual? Nur um zu leben? Und bist du sicher, daß das Leben unter solchen Umständen lohnt? – Solche Fragen muß der Pionier von sich weisen. Würde er sie aufkommen lassen, würden wahrscheinlich keine Siedlungen mehr erfolgen. Skeptizismus ist ein kostspieliger Luxus, den sich nur Menschen leisten können, die in den Städten von den Früchten der Arbeit anderer leben. Amerika hat jedenfalls bis vor kurzem weder praktische Möglichkeit noch den angeborenen Impuls für die Pflege und Duldung solcher letzten Werte und Maßstäbe gehabt, für eine Atmosphäre, in der ein wahrhaft geistiges Leben aufblühen kann.“

Aus dieser seelischen Verfassung des Durchschnittsamerikaners lassen sich die beiden auffallendsten Züge auf kulturellem Gebiet erklären.

Der eine ist die *geistig-seelische Hungersnot* der Massen, die von den engen, wirklich gebildeten Schichten selbst als pathetische Tatsache empfunden wird. Aus ihr ist der übersteigerte Bildungsbetrieb, die Vergnügungstechnik, die Atmosphäre von künstlicher

68

Kameradschaft in den üppig wuchernden Logen, Vereinen und geheimen Gesellschaften, die Quacksalberei auf dem Gebiet der Religion entstanden. Aber das alles stillt den Hunger nicht. Es gibt eben ursprüngliche seelische Bedürfnisse, für die keine Kompensationen aus der Sphäre der Zivilisation möglich sind. Wahre Persönlichkeit, wahre Kunst und Religion mit ihrer natürlichen Wärme, Innerlichkeit, Harmonie und Geschlossenheit wächst nur, wenn nicht der Verstand, sondern das Herz sich den wahren Werten und Gütern hingibt.

Soweit das in Amerika der Fall ist, geschieht es vorwiegend von Frauen. Daraus ergibt sich das andere auffallende Merkmal, die *Verweiblichung der amerikanischen Kultur*. Bisher haben vor allem Frauen daran gewirkt.

Nun trifft das sicher in gewissen Umfang auf alle Kolonialländer zu. Immer schaffen die Frauen die ersten Kirchen, gründen sie die Schulen, richten sie die Krankenhäuser ein. Das ist das erste Stadium. Das zweite ähnelt manchen Erscheinungsformen der europäischen Kulturländer. Die Frauen, allerdings nur innerhalb der Oberschicht, wenden sich genießend, manchmal auch verstehend den schönen Künsten zu. Sie sind die hauptsächlichsten Besucher von Konzerten, Theatern, Kunstausstellungen, lesen Romane und Gedichte, besuchen Vorträge und sind schlechthin rezeptiv. Aber das alles ist doch nur das Rankenwerk

69

am Gebäude der Kultur. Es ist nur möglich auf dem Hintergrund wissenschaftlicher und künstlerischer Produktion, und diese verdankt ihre Werte – jedenfalls bisher – hauptsächlich dem Mann. Die kulturelle Leistung der Frau lag auf anderem Gebiet.

In Amerika aber ist die Frau fast Alleinherrscherin im Reiche des Geistes. Sie allein prägt der werdenden Kultur ihren Stempel auf.

Als die großstädtisch-industrielle Entwicklung begann und große Vermögen gebildet waren, hatten die Männer im Grunde keine Verwendung für den erworbenen Reichtum. Sie fuhren weiter fort, Geld zu verdienen, auch wenn sie es gar nicht nötig hatten. Dabei haben sie nicht einmal einen stark ausgeprägten Besitzinstinkt. *Jedoch fehlt ihnen die Vorstellung irgendeines Lebensstypus, in dem Arbeit keine Rolle spielt*. Da sie als Nation bisher keine Muße hatten, wissen auch die Individuen nicht, was sie damit anfangen sollen, wenn ein freundliches Schicksal sie ihnen darreicht. So gaben sie denn ihren Wohlstand ihren Frauen und Töchtern, ihren Müttern und Schwestern, ließen sie den Erfolg ihrer Arbeit zur Schau tragen, und sie gaben ihnen die Muße, mit der sie selbst nichts anzufangen wußten, in der naiven Überzeugung, daß die Frauen die Fähigkeiten zu ihrer Verwendung haben würden.

Aber diese Frauen waren von demselben Fleisch und Blut. Sie waren Töchter von Müttern, die mit

70

den Männern zusammen die Grundlage für den späteren Wohlstand mit eisernem Fleiß gelegt hatten. Sie lehnten ein Parasitendasein ab. Sie waren mit der Rolle, Schmuckstück zu sein, nur

zu genießen, nicht zufrieden. Sie griffen nach den Dingen – und die Männer überließen ihnen –, die außerhalb der Geschäftswelt der Mannes lagen, außerhalb des Wirkungskreises, von dem er sie befreit hatte. Das war Kunst und Wissenschaft, religiöses und geistiges Leben.

Das alles wurde ihnen in einem Umfang überlassen, der den Völkern älterer Kultur vollkommen unverständlich ist. Geist und Seele sind geradezu die Domäne der Frau. Sie prägt der Kultur ihren Stempel auf. Das Erziehungswesen liegt fast ausschließlich, das Bildungswesen in großem Umfang in ihren Händen. Die Teilung der Interessensphäre von Mann und Frau, die Divergenz ihrer Lebens- und Wertformen ist nirgends so groß wie in Amerika.

Das sind natürlich grobe Verallgemeinerungen, die nur den Zweck haben, das Eigentümliche und Wesentliche einer werdenden Kultur deutlich machen. Es sind fingierte Einfachheiten. Man darf darüber nicht vergessen, daß andererseits sich nirgends in der Welt ein so wahrhaftige Kameradschaft zwischen geistig arbeitenden Männern und Frauen findet. Aber es gibt Eingeweihte, die meinen, daß darin eine Kapitulation des Mannes zu sehen ist; daß auch in diesen Fällen

71

die Art des geistigen Lebens von den Frauen bestimmt ist. Von dieser Art soll später gesprochen werden.

Vielleicht wird aus dieser Betätigung der Frau eine andere Kultur erwachsen, als die der Länder der Alten Welt es ist. Was sie für die Menschheit bedeuten kann, liegt im Dunkel der Zukunft verborgen. Eines aber ist sicher. Auch die Völker Europas, denen die Gegenwart einen Zusammenbruch von so unerhörtem Ausmaß gebracht hat, müssen nach neuen Maßstäben und Werten suchen. Sonst gibt es für sie keinen Weg, der aus dem Dunkel ins Helle führt.

9. Vom Wesen der Bildung

9. Vom Wesen der Bildung

Die Haltung des amerikanischen Volkes zu Bildung und Erziehung ist von Amerikanern selbst als „Der große amerikanische Aberglaube“ bezeichnet worden. In der Tat ist Bildung für sie ein magnetisches Wort. Sie sind überzeugt, daß alle Übel der Welt durch mehr und bessere Bildungsmittel zu beseitigen sind. Die Aufnahmefähigkeit, die Nachfrage nach Zeitungen und Vorträgen ist unbegrenzt. Die tägliche Auflage der Zeitungen in den amerikanischen Großstädten betrug im Jahre 1914 bereits 40 Millionen. Die bedeutendsten Wochen- und Monatsschriften zusammen werden in etwa 200 Millionen Exemplaren verbreitet.

Die Amerikaner hören zu jeder Zeit des Tages Vorträge, morgens, mittags, abends. Die Klubs

72

veranstalten Vorträge in der Mittagsstunde, damit auch die berufstätige Frau während der Arbeitspause Zeit hat, einen Vortrag anzuhören. Hat sie nicht genug Zeit zu einem ganzen Vortrag, so tut sie es mit einem halben. Am Sonntag-Nachmittag und Abend vereinigen die Städte ihre Bürger, Weiße und Farbige, Gebildete und Ungebildete, Eingesessene und

Eingewanderte, Männer und Frauen zu einem „Forum“, das ist eine Veranstaltung, in der im Anschluß an einen Vortrag jeder fragen kann, was er will. Von dem Vortragenden wird erwartet, daß er allwissend ist. Seine Schlagfertigkeit wird mit Applaus belohnt. Anfang und Ende des Unternehmens bildet ein Gemeinschaftsgesang, nationale Lieder, Preis der Bürgertugenden, geleitet von einem „Musikdirigenten“. Das Ganze hat stark pädagogischen Einschlag. Der Vorsitzende fordert zunächst den rechten Flügel, dann die Mitte des Saales, dann den linken Flügel, die Galerie auf, ob jemand etwas fragen möchte. Alles hat das eine Ziel, dem all amerikanischen Bildungseinrichtungen dienen: *Amerikanisierung*; Schaffung einer Nation.

Der Glaube an die Wunderkraft der Bildung ist so verbreitet, daß für keinen andern Zweck so leicht Mittel hergegeben werden. Ein amerikanischer Gelehrter hat diesen Glauben mit dem der mittelalterlichen Kirche verglichen. Wie jener Glaube sich in den hervorragendsten Baudenkmalern der Alten

73

Welt, in Kathedralen und Domen manifestierte, so drückt der Amerikaner seine Haltung zu den Werten in den monumentalen Bauten von Schulen und Bibliotheken aus, „diese wie jene oft von Sündern des Reichtums gestiftet, um für sich selbst zu sühnen und die Menschheit zu erretten“. Der Vergleich wird dann weiter geführt, bis herab zu der Grundlage, auf der das ganze Bildungsgebäude ruht: „einem Heer von Lehrern, die mit ihrem kümmerlichen Unterhalt wie die Dorfpfarrer von den Ansichten ihrer Vorgesetzten abhängen, die nur etwas durch die öffentliche Meinung beeinflußt werden. Und so wie die europäischen Länder einst durch Scharen von Wandermönchen belastet waren, so wird Amerika bald seinen Bettelorden von Gelehrten haben, den männlichen und weiblichen Doktoren der Philosophie“. Denn das Verlangen nach Bildung setzt sich nicht etwa in eine ausreichende materielle Versorgung der Verkünder um. Dieser ganze Bildungsbetrieb ist dadurch gekennzeichnet, daß er mehr in die Breite als in die Tiefe geht; daß er sich mehr auf das Konkrete als auf das Abstrakte richtet. Vor allem bringt er ein Gleichmaß *der Lebensformen*, des Ausdrucks, eine Übereinstimmung des Geschmacks, eine Uniformierung der Gewohnheiten hervor, die anderen Völkern ganz unerträglich wäre. Die Individualität ist ausgelöscht. Sie ist dem Amerikaner kein Ideal. Er ist auf diese Art von Demokratie stolz. Er will

74

unauffällig sein. Diese Übereinstimmung, diese „Amerikanisierung“ ist das wirkliche Bildungsziel.

Vielleicht ist das in den Umständen begründet. Wo der einzelne so stark auf sich selbst gestellt ist wie in einem Siedlerland, hat er genug Gelegenheit, seine Persönlichkeit durchzusetzen. Wo Menschen so vieler Rassen und Sprachen nebeneinander leben, ist die Herstellung einer Ordnung schlechthin unmöglich, wenn sie sich nicht einander angleichen, Es ist dies das erste große nationale Bedürfnis: die Amerikanisierung.

Gewiß gibt es erhebliche regionale Unterschiede. Das kann bei der Größe des Landes, den Unterschieden der Klimas nicht ausbleiben, Die Lebensmöglichkeiten und Erwerbsarten des Ostens, des mittleren Westens, des Südens und Westens sind zu verschieden, und sie reflektieren auf den Charakter der Menschen. Aber in dem kulturellen Leben, in Sitte und Geistesart, in dem Ausdruck der Seele zeigt sich ein merkwürdiger Einklang.

Die Städte sind einander so gleich wie die Eisenbahnen, die dazwischen verkehren. Die Zeitungen haben so sehr denselben Stil und Inhalt, daß man die Redaktionen vertauschen könnte, ohne daß die Leser es gewahr würden. Es gibt Leute, die sogar meinen die Gottesdienste der verschiedenen Sekten seien zum Verwechseln ähnlich. In den Großstädten, in denen viele Freidenker leben, haben sie sich ethische Gesellschaften geschaffen, die am Sonntag eine Feier

75

veranstalten, die in ihrer Form einem Gottesdienst äußerst angeglichen ist, und die Gesellschaft entwickelt ein soziales Leben mit Klubs, Studienzirkeln, unter Umständen sogar mit Erhaltung einer eigenen Schule, genau wie eine Kirchengemeinde es zu tun pflegt. Man mag darin die Sehnsucht nach höheren Lebensmotiven erkennen, die in der Religion beraubtes Leben hervorbringt. Aber daneben kommt auch der Wunsch nach Übereinstimmung dabei zum Ausdruck.

In nichts stimmen die Menschen hier so überein wie in diesem Wunsch nach Konformität. Die tragen die gleichen Moden, lesen dieselben Bücher, haben dieselben Redewendungen. Wie weit diese Gleichförmigkeit des Lebens Ergebnis der Erziehungsmethoden ist, oder ob sich im Bildungswesen nur der Volkscharakter ausdrückt, sei dahingestellt. Jedenfalls, scheinen Schulen und Universitäten diesen Ziel zu dienen.

Die Möglichkeit höherer Bildung steht schlechthin jedem offen. Durch Stipendien ist für den Unterhalt des Begabten in reichem Maße gesorgt. Auch kann man sich durch die höheren Bildungsinstitute hindurcharbeiten, indem man in den Internaten irgendeine Dienstleistung (Tischbedienung od. dgl.) übernimmt. In den kleinen Städten des mittleren Westens, in denen Hausangestellte nicht zu haben sind, kann man auch in einem Familienhaushalt freie Unterkunft und Verpflegung gegen etwa fünf Stunden täglich Hilfeleistung im Haushalt finden.

76

Jedenfalls hat das Studium und der akademische Beruf nie als Vorrecht einer Klasse gegolten. Auch die Armen nehmen jedes Opfer auf sich, um Söhne und Töchter auf die Colleges und Universitäten zu schicken – wenn man das oben gebrauchte Gleichnis wieder aufnehmen will –, mit dem gleichen hingebenden Glauben an die Wirkung dieser Institute, mit dem man früher Kerzen anzündete, um Ruhe für die Seelen der Toten zu erlangen. Zwischen der Schule und dem Studium steht die „höhere Schule“, die die große Masse derer für das Leben vorbereitet, die sich in die gebildete Schicht im weitesten Sinn des Wortes einreihen. Sie umfaßt in der Regel ausgezeichnete Handels- und Bankabteilungen. Die Spezialisierung für die Berufsvorbereitung setzt schon früh ein.

Das eigentliche Studium verteilt sich auf College und Universität. Der Unterschied ist häufig der, daß die Universität mehr Fakultäten umfaßt und im Studium weiter führt. Besonders wird Medizin und Rechtswissenschaft meist nur auf der Universität betrieben. Aber der Unterschied ist sehr schwankend. Im allgemeinen kann man sagen, daß der vierjährige Besuch eines College etwa den zwei letzten deutschen Gymnasialjahren und den zwei ersten Studienjahren an der deutschen Universität entspricht. Im College wie in der Universität kann man aber auch Landwirtschaft und Viehzucht, Technik und Journalistik studieren. Man kann einen akademischen Grad für die

77

Wissenschaft von Butter- und Käseherstellung erlangen, weshalb einzelne Universitäten im mittleren Westen den schönen Beinamen „Kuh-Universität“ führen. In fast allen Colleges und Universitäten wird auch Hauswirtschaft – und zwar auf außerordentlich hoher wissenschaftlicher Grundlage – gelehrt. Es gibt auch Professuren für Krankenpflege; vielleicht ist es nötig, hinzuzufügen, daß Frauen sie innehaben.

Das Gepräge erhält College wie Universität durch den Internatscharakter—nicht nur äußerlich durch den Gebäudekomplex, der in weiten Parkanlagen verstreut, außerhalb der großen Städte, überall an den landschaftlich schönsten Plätzen, eine abgeschiedene Welt für sich bildet.

Sie sind ihrer geistigen Eigenart nach mit deutschen Bildungsstätten nicht zu vergleichen. Sie sind mehr Erziehungs- als Bildungsstätten, wie ja die englische Sprache das Wort „education“ gebraucht, um den gesamten Bildungs- und Unterrichtskomplex zu bezeichnen.

Die allgemeine Bildung, die jedes College in Pflichtfächern vermittelt, ist nicht etwa eine klassische Bildung. Im Mittelpunkt steht überall das Studium der englischen Sprache und Literatur, ergänzt durch Geschichte und Sozialwissenschaften. In den westlichen Colleges, die im Unterschied zu denen des Ostens beiden Geschlechtern offenstehen, nicht in Männer- oder Frauencolleges geschieden sind, stehen daneben die Wahlfächer,

78

die sich meist auf praktische Berufe beziehen. In den östlichen Universitäten und Colleges ist die Zahl der Professuren für Englisch gewaltig. Harvard hat doppelt so viel wie Oxford und Cambridge zusammen, und die Chicago-Universität fast so viele wie ganz England. Die hier vermittelte „Allgemeinbildung“ ist also eigentlich *Spezialisierung im Nächstgelegenen*.

Dementsprechend ist der Geist der meisten Colleges nicht der Geist einer Forschungsstätte; vielleicht nicht einmal der Geist der Wissenschaftlichkeit, sofern man darunter jene geistige Haltung und Methode versteht, die sich auf die Durchdringung eines Problems konzentriert, das dem Fortschritt des Erkennens dienen soll. Das Studium ist mehr auf praktisches Handeln ausgerichtet.

Vielleicht hängt mit dieser Atmosphäre ein wunder Punkt der amerikanischen Unterrichtswesens zusammen. So große Errungenschaften es in mancher Beziehung aufweist, es dient in ausgesprochener Weise der Propaganda für die bestehende Ordnung. Es gibt öffentliche Schulen, an denen Lehrer entlassen werden, wenn sie das kapitalistische System angreifen. Das ist in Preußen früher ja auch keine unbekannte Praktik gewesen. Es gibt Staaten, in denen es für all öffentlichen Bildungsinstitute einschließlich der Universität verboten ist, die Entwicklungslehre zu behandeln. In Colleges und Universitäten, die durch private Stiftungen begründet sind, findet sich häufig

79

noch die Verpflichtung zu täglichen Besuch des College-Gottesdienstes. Von den Schwierigkeiten, denen pazifistische Lehrer während des Krieges ausgesetzt waren, ist es besser, zu schweigen. Denn das sind keine nationalen Eigentümlichkeiten. Sie sind nur erstaunlich, wo man so viel von der Freiheit des Individuums spricht. Manche Amerikaner

weisen denn auch darauf hin, daß die Statue der Freiheit im Hafen von Neuyork ihr Antlitz Europa zuwendet!

Die Erziehung dient der Festigung bestimmter Gesinnungen. Amerikanisierung ist Ziel und Inhalt. Das öffentliche Unterrichtswesen funktioniert wie eine Propagandaabteilung des Staates.

Charakteristisch für alle amerikanischen Colleges und Universitäten ist die Verbindung von Studium, Sport, sozialem Leben und Vorbereitung zur Führerschaft. Sie dienen der Formung von Charakter und Gewohnheiten mindestens so sehr wie dem Erwerb von Kenntnissen. Dabei liegt das Schwergewicht je nach Anlage und Neigung des Studenten auf dem einen oder andern Gebiet. Natürlich ist auch der rein geistige Typ vertreten, der sich nur dem Studium hingibt. Aber er ist in der Minderzahl und wird von den Autoritäten nicht gepflegt. Teilnahme an Sport wird in bestimmtem Umfang – eine feste Stundenzahl wöchentlich – gefordert. Das gilt so sehr, daß ein junger Chinese nach längerem Studienaufenthalt in den Vereinigten Staaten sein Urteil über die Universitäten

80

sarkastisch dahin zusammenfaßt: „Sie sind sportliche Einrichtungen, in denen den körperlich Schwachbegabten Gelegenheit zum Studium gegeben wird.“

Das soziale Leben im College ist so fest geformt, mit so viel Regeln, Sitten, Vorrechten und Beschränkungen für jede der vier Altersklassen erfüllt, daß niemand sich dem entziehen kann. Übereinstimmung, Einordnung ist der erste Grundsatz der Universitätsgemeinschaft.

Die Disziplin ist fast ausschließlich Sache der Schüler-Selbstverwaltung. Es gibt Klubs für alle Lebensbetätigungen, für die verschiedenen Sportarten, für geistige Interessen, für politische und religiöse Gruppen, für Musik- und Theaterfreunde; aber es gibt auch einen regelrechten Verwaltungskörper, der alle Bestimmungen für das persönliche Verhalten der Studenten trifft und durchführt und sehr weitgehende Befugnisse hat. Es ist vorgekommen, daß auf Antrag des Studentenrats in Yale 21 Studenten suspendiert wurden, und an einer anderen Universität haben die Studenten den Rücktritt des Rektors durchgesetzt. Jedenfalls findet der Instinkt zur Führerschaft volle Entwicklungsmöglichkeiten. Es ist daher kein Wunder, daß unter *den Gründen, die junge Männer und mehr noch Frauen zum Besuch der Universität veranlassen*, häufig die Vorbereitung zur Führerschaft genannt wird. Andere Gründe sind die Notwendigkeit akademischer Bildung für das Erlangen

81

guter Stellungen auf den verschiedenen Gebieten, sogar als Kaufmann, als Sekretärin, als Sozialarbeiter, für das Vorwärtskommen als Landmann und schließlich das Interesse an der Wissenschaft selbst.

Die größte Zahl der Universitäten und im Westen auch der Schulen nehmen beide Geschlechter auf. Betrachtet man *die Koedukation* in Deutschland vielfach noch als einen zweifelhaften Versuch, hat man Bedenken für das Gebiet *sexueller Sittlichkeit*, so glaubt man in Amerika, daß die gemeinsame Erziehung weit eher die Beziehungen der Geschlechter harmloser gestaltet. Es ist zwar nicht sehr schmeichelhaft für die Männer und sicher nicht sehr höflich, aber es muß doch gesagt werden, daß die Frauen ihre kühle und indifferente Haltung gegenüber dem männlichen Geschlecht häufig gerade auf die gemeinsame Erziehung zurückführen. Der Mann gilt ihnen zu sehr als gewohnter Kamerad, um eine besondere Anziehung auszuüben. Wie weit

diese Auffassung mehr als subjektive Bedeutung in einzelnen Fällen hat, wie weit der Beziehung von Mann und Frau durch das puritanische Erbgut zu erklären sind, das doch im Paulinischen Geist den Begriff Geschlecht mit Sünde verbindet, sie dahingestellt. Jedenfalls aber sind die Sitten in bezug auf den Verkehr der Geschlechter so genau festgelegt, daß die gemeinsame Erziehung niemand als Problem geschlechtlicher Moral erscheint. Die Trennungslinie zwischen Hofmachen und Heirat ist

82

ganz scharf, die Ächtung eines unlegalen Verkehrs so groß – wenigstens in bezug auf die Mädchen der „geschützten Klassen“, daß die jungen Leute sich dem gar nicht entziehen können. Es ist keine Gefahr vorhanden, daß individuelle jugendliche Experimente zur Durchbrechung der gesteckten Grenzen gemacht werden. Jedermann weiß, daß die männliche Jugend gelegentlich andere Wege geht. Allerdings ist die allgemeine Ansicht, daß die akademische Jugend daran weniger beteiligt ist. Aber für diese Zwecke ist eben eine andere Klasse von Frauen da. Übergänge von dem Erlaubten zur Prostitution, Zwischenformen sind nicht vorhanden. Soweit die gemeinsame Erziehung angegriffen wird, geschieht es nicht um sittlicher Bedenken willen. Will man schließlich Wert und Bedeutung der amerikanischen Universitäten zusammenfassen, so wird man sie in ganz anderer Richtung als in der Forderung eines gelehrten Standes suchen. Es liegt nicht einmal so sehr in der Pflege einer wissenschaftlichen als in der einer sozialen Kultur.

Es wird von amerikanischen Pädagogen manchmal darauf hingewiesen, daß die Universität nicht nur eine Vorbereitung für das Leben sein soll, sondern ein wesentlicher Lebensabschnitt, sozusagen mit Eigenwert, mit Selbstzweck; wie die deutsche Jugendbewegung auch die Judenzeit nur als Vorbereitung für ein Späteres ablehnt. Wer einige der amerikanischen Universitäten gesehen hat, kann zweifeln, daß die

83

Jugend hier zu ihrem vollen Recht kommt. Es ist – trotz aller Weltabgeschiedenheit und Disziplin – ein überreiches Leben, und die Jugend genießt es in vollen Zügen, um in späteren Jahren zärtlich, sentimental daran zurückzudenken als an die goldenen Tage des Daseins.

Aber es gibt andererseits Leute, die der Ansicht sind, daß es zu schön und zu weltfern ist, um die jungen Menschen wirklich für die Pflichten des Lebens vorzubereiten; daß ihre Interessen von der großen Welt abgelenkt werden und in der kleinen Welt ihres abgeschiedenen Lebens aufgehen. Sie wissen kaum, was draußen am politischen Horizont vorgeht. Sie lesen nur die Universitätszeitung. Sie wissen nichts von dem ökonomischen Kampf als die Theorien, die in Büchern zu finden sind. Aber trotzdem, bei den meisten ist doch nach vierjähriger Studienzeit ein heißes Verlangen nach Wirksamkeit, nach der eigenen Karriere, nach selbständiger Lebensgestaltung, nach dem wirklichen Leben vorhanden.

Was nehmen sie als Ausstattung mit hinaus? Sicherlich eine große Fähigkeit zur Einordnung, einen starken Gemeinschaftssinn, disziplinierte Impulse und geordnete Werturteile. Unter dem Gesichtspunkt praktischer Lebensvorbereitung, der Entwicklung von Bürgertugenden, der „Amerikanisierung“ ist die amerikanische Universität sicherlich ein großer Erfolg. Aber sie ist es nicht in gleichem Maße als Ausgangspunkt geistiger Kultur.

84

Darum auch hat das Volk mit dem fabelhaften Bildungsapparat keinen Gelehrtenstand, keine Blüte von Kunst und Wissenschaft, die seinen anderen Leistungen ebenbürtig ist. Es fehlt dafür dem Bildungswesen an innerer Erleuchtung, an dem zentralen seelischen Punkt, der es von den Bewertungen der Masse freimacht. Es fehlt das Feuer, das aus dem Glauben an den absoluten Wert der Erkenntnis der Wahrheit aufsteigt.

10. Wissenschaft und Kunst

10. Wissenschaft und Kunst

Der europäische Beobachter wird die Tatsache, daß das amerikanische Volk in Kunst und Wissenschaft hinter anderen Leistungen zurückbleibt, leicht mit der anderen in Verbindung bringen, daß das Gebiet des Geistes dort fast ausschließlich von Frauen gepflegt, ja beherrscht wird. Daraus läßt sich dann ohne weiteres der Schluß ableiten, daß es keine *weibliche Kultur* gibt.

Nur ist solche Auffassung das Ergebnis eines einseitigen Maßstabs, eines Wertmessers der Kultur, der so sehr von Traditionen geformt ist, daß er neuen Entwicklungen nicht gerecht werden kann.

In der Tat drückt sich das Überwiegen weiblichen Einflusses nicht in Förderung produktiver Leistungen von Wissenschaft und Kunst aus. Mann und Frau unterscheiden sich eben in ihrer Haltung den geistigen

85

Interessen gegenüber. Die „Feminisierung“ der intellektuellen Sphäre zeigt sich darin, daß der Amerikaner sich so viel stärker der Anwendung der Wissenschaften als den Wahrheitswerten selbst zuneigt.

Geistiges Interesse, wie wir Deutschen es verstehen, ist „uninteressiert“. Es ist Liebe zur Wahrheit. Es findet seine Befriedigung in sich selbst, im Ergebnis des Denkens, im Erkennen. Die Werte, um die es sich dabei handelt, sind zunächst rein subjektiv. Die Wissenschaft ist ihrem Wesen nach abstrakt.

Für die Frauen im allgemeinen hat solche geistige Betätigung wenig Anziehungskraft. Die amerikanischen Frauen treten aber ganz besonders an das geistige Gebiet mit der Voraussetzung heran, daß Ideen nach irgendeinem Maßstab, der außerhalb ihrer selbst liegt, zu beurteilen sind. Der gesellschaftliche Nutzen, die soziale Anwendbarkeit ist ihr Wertmesser. Man hat gesagt, für sie ist geistiges Leben, ist Wissenschaft im Grunde *ein Mittel sittlicher Reform*.

Das geistige Leben der amerikanischen Frauen erweist sich daher bei näherer Betrachtung gar nicht als geistiges Leben im eigentlichen Sinne. Es ist vielmehr soziologische Aktivität. Die hervorragendsten, geistigen führenden Frauen sind zumeist soziale Organisatoren; sie sind Sachverständige für irgendein Sondergebiet. Aber schon die Theorie dieses Sondergebiets liegt ihnen fern. Sie setzen bestimmte Axiome

86

voraus. Sie nehmen nicht grundsätzlich zu den Problemen Stellung, etwa wie man es in Deutschland zu dem Problem der Ehe und der freien Liebe, zu der Frage der Beschränkung der Kinderzahl, der Verbindung von Beruf und Ehe getan hat. Die voraussetzungslose Wissenschaft wird nicht gepflegt, weil man bestimmte Grundsätze und Einrichtungen als gegeben hinnimmt. Die intellektuellen Antriebe setzen sich nach Art und Stimmung in soziale um, während sie doch, wo sie rein auftreten, ebenso wie religiöse Dispositionen im Persönlichen wurzeln, eigenstämmig und spontan sind.

Es ist denn auch nicht verwunderlich, daß der *Pragmatismus* seine Heimat in Amerika gefunden hat. Die Haltung der Frauen begegnete sich mit dem von den Pionieren überkommenen, tiefeingewurzelten Mißtrauen gegen alle Abstraktion, alles Grübeln, alles Denken, das sich nicht sofort im Handeln auswirkt. Es fehlt dem Amerikaner geradezu das Organ dafür. Das Reich der Gedanken ist ihm unbehaglich. Das rein Intellektuelle erscheint ihm als seelenlos, als leer, ohne Wärme und Farbe. Man läßt es nur gelten, soweit Wirkungen davon ausgehen; soweit es zu größeren Produktionserträgen, besserer Gesundheitspflege, tragfähigeren Brücken führt. Unverständlich bleibt es ihm, daß geistiges Ringen an sich ein Erleben, eine Verlockung, ein Gefühl des Beschwingtseins sein kann; ein Weg zu menschlicher

87

Glückseligkeit – genau so gut, wie es für andere erfülltes Liebeswerben oder günstige äußere Lebensverhältnisse sind.

Wahrscheinlich hängt es mit der verschiedenen Einstellung von Mann und Frau zusammen, daß die amerikanische Forschung ihre größten Erfolge auf den besonders von Männern gepflegten Gebieten, den *Naturwissenschaften und der Technik*, aufzuweisen hat. Auf dem Gebiet der experimentellen Biologie, der Anthropologie und Psychologie haben amerikanische Gelehrte Weltruf erlangt. Das hindert allerdings nicht, daß die Wissenschaft in dem nationalen Boden nur lose verwurzelt ist. Die Gelehrten selbst klagen darüber, wie klein die Schicht gebildeter Laien ist, die für wissenschaftliche Probleme, für Bücher oder selbst Aufsätze, die vom Leser geistige Konzentration fordern, Interesse haben. Die Behandlung solcher Fragen nennt der Amerikaner „highbrow“, und das bedeutet ohne weiteres, daß kein Publikum dafür zu haben ist. Es fehlt dem schöpferischen Geist an Anerkennung, an Widerhall, an Berührung mit der Umwelt, wenn er sich nicht ihrem Niveau anpaßt und zu einem Verkünder angewandter Wissenschaft wird.

Dazu kommt noch, daß im allgemeinen den Gelehrten eine umfangreiche elementare Unterrichtstätigkeit sowie Verwaltungsarbeiten auferlegt werden, so daß nicht viel Zeit und Kraft für die Zwecke der Forschung übrigbleibt, und daß die Forschungsinstitute häufig

88

durch Stifter belastet sind, die selbst die Richtung der Arbeiten bestimmen. An Stelle von Aufgaben, die nach Ansicht der Sachverständigen zu Lösung drängen, müssen andere in Angriff genommen werden, für die der Stifter aus irgendeinem mehr oder weniger sensationellen Grunde Interesse hat.

Allerdings ist dabei zu bemerken, daß kein anderes Land der Welt auch nur ähnlich großartige *Schenkungen und Stiftungen* aufweist und daß sich die Stätten mehren, in denen Gelehrte für Forschungsarbeit vollkommen freigemacht werden. Eine besonders günstige Einrichtung muß als Beispiel erwähnt werden; die Verbindung des Lick-Observatoriums mit der

Universität von Kalifornien, an der die Astronomen von jeder Unterrichtsverpflichtung frei sind, aber das Recht haben, jederzeit Vorlesungen zu halten, wenn sie das Bedürfnis nach Resonanz haben. Es ist wahrscheinlich, daß die jüngere Generation, die nicht mehr vereinzelt solche idealen Bedingungen für wissenschaftliche Arbeit vorfindet, eine positivere Stellung zum Reich des Geistes gewinnen wird. Ist doch in ihr eine Auflehnung gegen alle bisherigen Maßstäbe, gegen die Mechanik und Rationalisierung des Lebens stark fühlbar. Leitet sie ihre Lebenskraft und ihre nervöse Regsamkeit in die richtigen Kanäle, so wird sie imstande sein, auf diesem neuen Gebiet mit der gleichen Zielsicherheit, Willensstärke, Exaktheit und Großzügigkeit zu arbeiten, mit der die Nation die technischen

89

Erfindungen nutzt, um die Naturkräfte in materielle Güter zu verwandeln. Denn der Lebensbecher des amerikanischen Volkes ist zum Überlaufen voll.

Im Gegensatz zu den Naturwissenschaften hat die *Philosophie* – an deutschen Maßstäben gemessen – nichts Wesentliches außer dem Pragmatismus William James´ hervorgebracht. Vielleicht waren die Universitäten zu unfrei; wahrscheinlich auch lag es nicht in Charakter und Tradition des Volkes. Die Originalität des Denkens findet sich nur vereinzelt in den gesamten Geisteswissenschaften. Aber man muß fragen, ob auf anderen Gebieten *Kompensationen* dafür vorhanden sind.

Denn man soll sich nicht durch eine subjektive oder nationale Rangordnung der Werte drüber täuschen, daß die Größe *einer Nation* nicht von ihren Leistungen in Wissenschaft oder Kunst abhängt; daß ihre Begabung nicht auf Grund des Versagens auf einem Gebiet des höheren Lebens, der Kultur beurteilt oder abgeurteilt werden darf. England hat keinerlei Schöpfung in der Musik hervorgebracht. Deutschland hat keine Bedeutung in der Skulptur erlangt. Das alte Rom hatte keine Wissenschaft und Philosophie. Die Kraft eines Volkes kann sich in anderen Dingen äußern. Seine Blüte kann aus anderen Wurzeln hervorwachsen.

Aber irgendwie muß die Seele eines Volkes zum Ausdruck kommen, wenn wirkliche Kraft und Größe

90

vorhanden ist, wenn sie als Kultur in Erscheinung treten soll. Ein Volk braucht Ventile für die Fähigkeiten von Verstand und Gemüt, für sein Denken und seine Phantasie, wenn es nicht bei allem materiellen Genügen frieren und hungern soll.

Es ist kaum zu viel gesagt, daß in *Literatur und Kunst* ebensowenig wie in der Wissenschaft dieser spezifische Ausdruck amerikanischen Wesens zu finden ist – wenn man von vereinzelt genialen Ausnahmen wie *Walt Whitman* absieht.

In einer kritischen Würdigung der Kultur des eigenen Landes ist von Amerikanern selbst darauf hingewiesen worden, daß gerade für die literarische Leistung allem Anschein nach *Talente* genug vorhanden sind. Aber die meisten Talente kommen nicht zur Entfaltung. Sie wirken sich nicht aus. Der schöpferische Instinkt wird gehemmt und unterdrückt, teils durch die Atmosphäre von Interesselosigkeit, teils weil die Kinder zu früh erwerbsfähig gemacht werden. Denn nur eine ausgedehnte Jugendzeit führt zu höchster geistiger Entwicklung der Rasse wie des Einzelnen. Gerade der Künstler, der schöpferische Geist braucht Jahre des stillen Reifens, des Aufnehmens, der Passivität, um sich selbst zu finden.

Der schöpferische Instinkt wird aber auch durch Triebkräfte sozialer und geschäftlicher Art gelähmt. Das Leben ist zu unsicher. Das Selbstvertrauen der Menschen, die in sich keine utilitarische Zweckbestimmung

91

fühlen, wird beständig durch die Haltung der Gesellschaft geschwächt. Genies pflegen in keinem Lande ein leichtes Leben zu haben – aber in Amerika ist es für Dichter noch schwerer als anderswo. Die Besten unter ihnen – *Mark Twain, Howells* – haben ganz offen gestanden, daß sie genötigt waren, bewußt oder unbewußt Konzessionen an die öffentliche Meinung, an den Volksgeist zu machen, um sich überhaupt als Schriftsteller über Wasser halten zu können. Das Volk, der Leser will von den dunkeln Seiten des Lebens nichts wissen, und so geht der Schriftsteller den Weg des Kompromisses, der nicht der Weg der Kunst ist. Immerhin hat sich gerade in den letzten Jahren eine Wendung des Geschmacks bemerkbar gemacht. Die am meisten gekauften Romane „Main Street“ und „Babbitt“ von Sinclair Lewis sind als realistische Darstellungen amerikanischen Lebens und amerikanischer Charaktere vorzüglich, und Bücher wie die von Hamlin Garland und Villa Carter, die das Pionierleben im Westen zur Grundlage der Dichtung wählen, haben einen Erdgeruch, der an Knut Hamsun erinnert. Aber das kann nicht darüber forttäuschen, daß dem typischen Amerikaner Kunst an sich wenig bedeutet. Er sucht in ihr Entspannung, Unterhaltung, allenfalls Belehrung. Darum überläßt er – als Nation – die *Pflege der Kunst den Frauen*. Sie bilden, weit ausschließlicher noch als in anderen Ländern, das Publikum in Konzert und Theater. Sie

92

besuchen die Kunstaussstellungen, sie lesen die Romane und Zeitschriften. Sie sind durch ihr Interesse an der Kultur des Hauses die Käufer von Bildern, und ihnen fällt auch vorwiegend die Ausübung der Künste zu.

Das *musikalische* Leben hat eine eigentümliche Richtung angenommen. Vielleicht ist das damit zu erklären, daß keine ursprüngliche musikalische Begabung im Volk nach Ausdruck verlangt. Wo der Untergrund einer gemeinsamen Rasse und Geschichte fehlt, wo es nicht durch Jahrhunderte geformte, gemeinsame Gefühlslebnisse in einem Volk gibt, sprudeln keine solche Quellen. Das amerikanische Volk hat gemeinsame *Gedanken*, die in ihm durch die gleichen Lebensbedingungen, durch das Milieu erzeugt werden. Aber was an seelischen Erlebnissen, an *Gefühlswerten* den Menschen so verschiedener Herkunft gemeinsam ist, bleibt immer wieder nur die eine Tatsache, daß ihrer aller Ahnen Pioniere waren. In deren Leben gab es keinen Raum für Musik, und als der Amerikaner später dazu gelangte, mußte er sie irgendwie erfüllen zu wollen, kam Musik nur in Frage, wenn sie ihn *amüsierte* oder sentimentale Erinnerungen in ihm wachrief. Für den religiösen Fanatismus der *Puritaner* dagegen mußte Musik, um überhaupt eine Berechtigung zu haben, irgendeinen sittlichen Zweck erfüllen. Sie mußte geistlich sein. Das sind noch heute vorwiegend die formenden Kräfte.

93

So ist es zu erklären, daß in Amerika zwar mehr Geld für Musik ausgegeben wird als in irgendeinem anderen Land der Welt; daß die Musiker der ganzen Welt hier einen neuen Mittelpunkt finden; daß aber nur ganz wenige Städte über Orchester verfügen, die sich mit europäischen vergleichen lassen. Die Neuyorker Oper gibt zwar glänzende Vorstellungen, aber es ist noch keine amerikanische Oper mit Erfolg aufgeführt worden. Unbegreiflich scheint dem

Deutschen die Genügsamkeit in bezug auf musikalische Eigenart, die sogar Nationalgesänge wie „America“ nach der Melodie von „Heil dir im Siegerkranz“ singen läßt.

Die beiden hervorstechendsten Merkmale des amerikanischen Musiklebens sind die *moralisierende Tendenz* und die Freude am *Virtuosentum*. Beides wird auf das Überwiegen des Fraueninteresses zurückgeführt. Man berechnet, daß Frauen etwas 90 % des Kreises ausmachen, der Musik unterstützt und fördert. Die nationale Vereinigung der Musikclubs, die einzige große Organisation, die für die Pflege der Musik wirkt, ist eine Frauenorganisation. Dem ganzen Wesen der öffentlichen Betätigung der Frauen entsprechend, bringen sie ihren sittlichen Reformeifer auch hierin zum Ausdruck. Sie stützen häufig die ohnehin als puritanisches Erbgut erhobene Forderung, daß alle Kunst erbaulich sein soll. Bei einem Preisausschreiben für eine Oper hat beispielsweise die Nationale Vereinigung der Musikclubs im Jahre 1914 die

94

Bedingung aufgestellt, daß der Text nichts Unmoralisches oder Anstößiges enthalten darf. Ein Kritiker sagt dazu: „Schließlich ist Musik eine Angelegenheit für Erwachsene, und man sollte annehmen, daß ein Komponist, der imstande ist, eine Partitur zu schreiben, genug Verstand und Geschmack besitzen dürfte, um nicht gewöhnlich zu sein – und das ist es doch schließlich, worauf es ankam. Wenn man die Bestimmung wörtlich auslegte, würden der Tristan, die Walküre, Carmen und viele andere klassische Opern ausgeschlossen sein – eine geradezu groteske Vorstellung.“

Im Grunde genommen fehlt eben der Begriff dafür, daß die Musik die *Ausdrucksform des Gefühls* ist, genau so wie Worte die Ausdrucksform des Denkens sind, und daß die innere Begründung der Musik darin zu finden ist, daß sie in Vollendung zum Ausdruck bringen kann, was jenseits und über allen Worten liegt!

Den Frauen wird auch der übertriebene Kult, der mit ausübenden Künstlern getrieben wird, zugeschrieben. Das *Virtuosentum*, die Art der Darstellung spielt eine solche Rolle, daß dahinter der Gegenstand der Darstellung ganz zurücktritt.

Es ist charakteristisch für diese ganze Stellung der Musik im Leben der Nation, daß der erste große Versuch, dem Volk, den breiten Massen gute Musik nahezubringen, von der Lichtspielbühne ausgegangen ist. Vor einigen Jahren ließ ein Unternehmer in

95

einem eigens dazu erbauten Theater Vorstellungen geben, die eine Verbindung von Kino und Symphoniekonzert sind, wobei das Konzert unter Leitung eines vorzüglichen Dirigenten, eines Yikisch-Schülers, stand, der nur gute, vorwiegend klassische Musik zur Aufführung brachte. Er hat aus den besten Orchesterwerken eine Begleitung für die Filme zusammengestellt, die der Stimmung und Handlung der dargestellten Stücke entspricht, aber natürlich viel zu gut dafür ist. Diese Form der Darbietung hat solchen Erfolg gehabt, daß sie von allen größeren Lichtspielbühnen aufgenommen wird. Es ist *Anpassung der Kunst an die Bedürfnisse der Masse*, aber es entwickelt in den Massen die Freude am Großen, Schönen, Echten und führt sie über sich selbst hinaus – vielleicht in eine Welt, in der auch sie einmal Ausdruck ihres Wesens in der Kunst finden werden.

Am besten kommt die Eigenart des ästhetischen Interesses wohl in der Lichtspielbühne zum Ausdruck. Das Kino bedeutet für den Amerikaner – nicht etwa nur für die Massen, sondern auch für die Angehörigen der gebildeten Schichten in den Großstädten – eine Kunststätte, die dem

Theater gleichgestellt ist. Er sagt: „Ich gehe in das Theater“, wenn er in die Lichtspielstätten geht, genau so wie wenn er in ein Theater geht. Fabelhafte Theaterbauten sind dafür entstanden, mit raffiniertester Einrichtung von Zuschauerraum, Foyers, Logen. Die Stätten, in denen die Filme hergestellt

96 werden, sind Sehenswürdigkeiten ersten Ranges. Ganze Straßenzüge sind von den Ateliers eingenommen. Die Theaterzettel geben genaue Rechenschaft, welcher Aufwand an Personal, Tieren, Technik, Material zur Herstellung eines Films nötig waren. Der zurzeit als Glanzstück geltende Film „Die zehn Gebote“ zeigt in der Tat Bilder, die Wunderwerke an Schönheit wie an Technik sind. Die in Ägypten fronenden Israeliten beim Bau von Pyramiden, der Durchzug durch das Tote Meer, die Verfolgung und der Untergang der ägyptischen Heerscharen, das Leben in der Wüste – das ist alles mit einer Vollendung hergestellt, die den Zuschauer die Historie zum Erlebnis macht. Aber der zweite Teil des Films, eine moderne Schauergeschichte mit moralisierender Tendenz, rührselig und sentimental, ist zwar der Psychologie der Massen vollendet angepaßt, aber als Kunst kann man es unmöglich ansprechen. Dafür sind aber 2500 Menschen, 3000 Tiere für die Herstellung des Films nach Kalifornien gebracht worden, wo ein Areal von 24 Quadratmeilen welligen Dünenlandes dafür bereitgestellt wurde. Das Theaterzettel gibt ferner an, daß 550 000 Fuß Holz, 25 000 Pfund Nägel, 75 Meilen Kabel und Drähte usw. nötig waren. Brunnen mußten erbaut werden, um die Schauspieler mit Wasser zu versorgen. 10 000 Bettdecken, 2500 Matratzen, 7500 Laken wurden für ihre Unterbringung benötigt. 125 Köche bereiteten

97

die Mahlzeiten – und diese Kenntnis trägt zur Befriedigung der Zuschauer bei. Die schnelle Entwicklung jedoch, die in Amerika auf allen Gebieten möglich ist, sobald das Interesse und der Wille zum Verständnis sich ihnen erst zuwendet, wird in bezug auf die Kunst am ehesten durch *Malerei und Architektur* illustriert. Gewiß wirkte die Entfernung von den antiken und modernen Kulturzentren lange Zeit hemmend. Erschwerend war auch ein fast prohibitiver Zolltarif, der die amerikanischen Künstler „schützen“ sollte, aber statt dessen die Würdigung der Kunst überhaupt zurückhielt. Die Frauen begriffen jedoch überall, wo sich Wohlstand ausbreitete, daß gute Bilder zu den Dingen der höheren Lebensordnung gehören; und so wurden die Amerikaner bald Käufer, die unerhörte Summen zu zahlen bereit sind, und die geradezu die Preise auf dem Kunstmarkt bestimmen. Die internationale Ausstellung, die im Jahre 1913 den Amerikanern die Bekanntschaft mit den neueren Richtungen der europäischen Malerei vermittelte, mit Cézanne, Gauguin, van Gogh, den Kubisten, und in der Hunderttausende von Besuchern ihre ersten Eindrücke davon empfingen, hat weitere nach sich gezogen; und die 300 Bilder, die von den Wänden jener ersten Ausstellung in amerikanischen Besitz übergingen, waren nur Vorläufer von unermesslichen Schätzen, die seitdem die amerikanischen Sammlungen aufgebaut haben. Es zeigt sich darin

98

eine Kraft der Würdigung, die manche negativen Züge in künstlerischen Dingen aufwiegt, und dabei darf auch nicht vergessen werden, daß es ein amerikanisches Museum war, das vor allen

anderen in der Welt und als einziges *Manets* Werke noch während seiner Lebzeiten von ihm erworben hat.

Daß Amerika einen eigenen *architektonischen Stil* gefunden hat, wird nur der begreifen und zugeben, der für das Tempo und das Ausmaß des Lebens dort Verständnis hat; dessen Pulse ähnlich schlagen, dessen Energie und Nerven ähnlich gespannt sind. Für solche Menschen ist dann allerdings nicht nur die Silhouette der Städte, sondern auch das Einzelne, charakteristische schön. Man braucht gerade darüber am wenigstens zu sagen, weil der „Wolkenkratzer“ der erste und der am meisten betonte Eindruck aller Fremden ist. Nur das eine kann nicht deutlich genug betont werden: Der Wolkenkratzer von heute ist eben nicht ein besonders hohes Haus, ein Haus mit vielen Stockwerken, sondern ein Gebäude mit einem neuen, zweckentsprechenden und ästhetischen Stil.

Diesen Stil findet man nicht in den Wohnstraßen, nicht an den Wohnhäusern. Was an denen erfreulich ist, das ist in der Tat vor allem die technische Einrichtung, der Aufzug, die Wasserversorgung.

Wahre Kunst und gute Architektur entsteht nur aus *Ehrfurcht vor dem Leben*, aus Freude daran. Diese Freude an dem Teil des Lebens, der Behagen

99

Entspannung, Ruhe, Erholung sein soll, ist dem Amerikaner unwesentlich. Vielleicht ist deshalb nicht nur die *Kultur des Wohnhauses*, sondern auch dessen *Architektur unentwickelt*. Ehrfurcht und Freude hat der Amerikaner vor allem bei der Arbeit. Sie macht seine Seele lebendig. Ihr gibt er sein bestes Ich. Darum kann die amerikanische Seele sich auch in einer eigenen Architektur ausdrücken, die der Arbeit nicht nur Unterkunftsstätte, Behausung, sondern wirklich Wohnung, hie und da sogar Tempel ist. Nicht jeder sieht diese Schönheit, die sich oft in stählernen Brücken, Warenhäusern, Geschäftsgebäuden, Kornspeichern und Garagen offenbart, in Maschinen und Geräten, die ihrer Funktion vollendet angepaßt sind. Es ist der athletische, klassische Stil einer Architektur, die alles verkörpert, was an dem *Maschinenzeitalter gut und schön* ist: Genauigkeit, Logik, Klarheit, Zuverlässigkeit, Zielstrebigkeit.

Aber vielleicht sind das gar keine ästhetischen Werte. Dann ist es immer noch des Versuchs wert, den Industrialismus zu einer ihm gemäßen Kultur zu erheben, anstatt sich vor ihm in eine fremde Welt zu flüchten, die er sich nicht aneignen kann, die seine Menschen nicht begreifen. Amerika kann nur eine eigene Kultur erzeugen, wenn es ganz es selbst ist und sein will.

Der Schwerpunkt seiner Zukunft, seiner Kultur deutet allein in die Richtung sozialer Aktivität.

11. Der Kultureinfluß der Frau

100

11. Der Kultureinfluß der Frau

Das geistige Leben der amerikanischen Frauen ist im Grunde genommen gar nicht geistige, sondern soziale Aktivität. Das Reich der Kultur, das ihnen nahezu vollständig überlassen wird, weist negative Züge in Wissenschaft und Kunst auf. Läßt man die besondere Art, die dem

gesellschaftlichen Leben durch die Frauen aufgedrückt ist, als Kultur nicht gelten, faßt man Kultur in dem eindeutigen Sinne, der dem Wort in Deutschland beigelegt wird, dann gibt es in der Tat kaum eine amerikanische Kultur. Dann wird man auch die Möglichkeit einer spezifisch weiblichen Kultur verneinen.

Das aber scheint die Betrachtung amerikanischen Lebens gerade zu beweisen, daß weibliche Kultur, weibliche Wertmaßstäbe eben andere sind als die bisher unter männlicher Vor- oder Alleinherrschaft hervorgebrachten. Den amerikanischen Frauen waren weit früher als den Frauen in den europäischen Ländern alle Tore aufgetan. Sie konnten sich unbeschränkt entwickeln und ausgeben. Sie, deren Gaben und Kräfte nicht eingeschnürt und gefesselt waren, brauchten sich nicht in Protesten und Kämpfen aufzureiben, noch nach Gleichheit mit dem Mann zu streben, um zu Gleichberechtigung zu gelangen. So gingen die Frauen den Weg, den ihr Wesen ihnen vorschrieb. So gestalteten sie nach außen, was in ihrem Innersten nach

101

Ausdruck verlangte. Und das war nicht, was mit dem Verstand, sondern was mit der Seele erfaßt werden muß. Das waren keine sachlichen, sondern menschlich-persönliche Ideale. Sie schauten, was ja auch im Geist der Pilgerväter als Urbild lebendig war, ein Reich der Gerechtigkeit, der Brüderlichkeit, der gegenseitigen Hilfe, und sie machten sich auf, die harte, bitterrauhe Wirklichkeit diesem Urbild näher anzugleichen. Die besten unter ihnen, die begabtesten, intelligentesten, weisesten und größten wurden *soziale und sittliche Reformer*.

Haben sie etwas erreicht, was den Namen Kultur verdient ? Oder sind sie nur Phantomen nachgejagt ? Trägt Amerika nur die Züge des nackten, durch keine Schönheit und keinen Geist gemilderten Daseinskampfes, dem der Mann nachgegangen ist, oder haben die Frauen etwas anderes daneben gesetzt, ein Neues in die Welt gebracht, Einrichtungen geschaffen, die ihren Idealen entsprechen, menschliche Beziehungen zu Symbolen ihrer Überzeugungen und Gefühle gestaltet?

Die Frage beantworten würde heißen, ein Urteil darüber fällen, ob die Amerikaner besser, sittlicher, gesünder, glücklicher sind als die Menschen in anderen Ländern. Wer aber besäße dazu die nötige Objektivität, und wo sind die Maßstäbe dafür zu finden ?! Man wird deshalb dem Kultureinfluß der amerikanischen Frau nur nachgehen können, indem man auf einzelne

102

eigentümliche Erscheinungen des amerikanischen Lebens hinweist.

Ruskin hat einmal den Ausspruch getan: „Es gibt keinen Reichtum als das Leben; das Leben mit all seiner Kraft der Liebe und der Freude. Das Land ist das reichste, das die größte Zahl gesunder und glücklicher Menschen trägt. Und der Mensch ist der reichste, der neben der Erfüllung seiner eigenen persönlichsten Lebensaufgaben noch den größten hilfreichen Einfluß durch seine Person und durch seine Habe auf seine Mitmenschen erwirbt.“ Dieses Wort könnte als Motto für die amerikanische Frauenwelt geschrieben sein. Nirgends findet man so lebhaft Bemühungen zur Förderung von Volkswohl und Sittlichkeit wie in Amerika. Der Reichtum des Landes, der *ingesunden und zufriedenen Menschen* besteht, scheint als Ziel immer gegenwärtig. Sicherlich ist das *Geschäftsleben außerordentlich brutal*. Es wirft auch nicht einmal einen Schleier über seine Motive. Es duldet nur, was sich bezahlt macht. Es gibt Unternehmungen, auf deren Eingangstor geschrieben steht: „Leute über 40 werden nicht angenommen.“ Und es gibt

alte Arbeiter, die sich die Haare färben, um eine Stellung zu bekommen. Das ökonomische Prinzip herrscht in weiten Bereichen nackt und unumschränkt.

Aber auch die industriellen Länder Europas sind durch Zeiten hindurchgegangen, in denen man kleine

103

Kinder mit der Peitsche zur Arbeit antrieb und ihr Leben schonungslos dem Gewinn der Unternehmer opferte. Auch in den alten Ländern hat die sittliche Kultur mit der technischen Entwicklung nicht Schritt gehalten. Auch in Deutschland hat das Reich des Geistes keine Macht über das Leben gehabt. Und der Moloch des Mammonismus war es, der die Jugend Europas auf die Schlachtfelder des Weltkrieges brachte und den Untergang abendländischer Kultur herbeizuführen droht.

Fürwahr, trotz aller Traditionen von Kunst und Wissenschaft haben wir Anlaß, zu forschen, ob irgendwo neue Maßstäbe entstehen, Maßstäbe einer sittlichen Kultur, einer sozialen Gesellschaftsordnung, durch die der Menschheit ein lichter Morgen dämmern kann.

Vielleicht ist dieses Neue in Amerika im Werden. Jedenfalls ist dort neben all dem Überkommenen noch eine andere Lebenssphäre vorhanden. Amerika bleibt das Land der Kontraste. Neben dem krassen Eigennutz, oder richtiger noch, dem ungebändigten Machtwillen, steht eine *Leidenschaft zum Dienst*, wie sie in der Ausdehnung und Tiefe kaum anderswo zu finden ist. Gewiß ist dazu der Hintergrund des jungfräulichen Landes der unbegrenzten Möglichkeiten nötig, der sich in einem Frohsinn, einer Aufgeschlossenheit, einer einzigartigen Freiheit der menschlichen Beziehungen widerspiegelt. Diese so weit verbreitete Haltung bringt eine *Freigebigkeit, eine Noblesse*

104 hervor, die weit mehr mit dem Vorhandensein von Lebenschancen als mit dem tatsächlich größeren Wohlstand der Amerikaner zu erklären ist. Der Tagelöhner, der Angestellte hat sie ebensogut, oft mehr noch als der Millionär. Aber auch dieser entäußert sich seiner Reichtümer für gute Zwecke in einem Umfang, der nicht nur mit den anderen Proportionen Amerikas abzutun ist, sondern eher darauf beruhen mag, daß der schnell reich gewordene Mann viel stärker von Erwerbs- als von Besitzinstinkten erfüllt ist; daß er nicht eigentlich die Leidenschaft für Dinge und Werte, sondern die für persönlichen Ruhm und für Macht hat. Es mag auch damit zusammenhängen, daß der Instinkt der Hilfsbereitschaft sich bei den Pionieren stark ausbildete, weil sie ohne gegenseitiges Aushelfen gar nicht existieren konnten; ebenso wie die Einwanderer, vielleicht gerade aus dem Gefühl der Isoliertheit im fremden Lande, eine unbeschreibliche Opferwilligkeit für ihre Angehörigen und Nachbarn zeigen.

Das alles klingt in Motiven zum Dienst an der Gemeinschaft zusammen, zu unübertroffenen Stiftungen für öffentliche Aufgaben. Es ist sehr charakteristisch für die amerikanische Psyche, wenn in einem Roman ein aus kleinsten Verhältnissen hervorgegangener Minenbesitzer auf die Frage einer Ausländerin, was er denn mit all den Millionen anzufangen denke, ganz schlicht erwidert: „Zuerst werde ich versuchen,

105

alle die Menschen glücklich zu machen, die mir am nächsten stehen; dann die entfernteren, und

danach werde ich alle meine Kräfte anstrengen, um einen Plan zum Nutzen meines Landes ausfindig zu machen.“

Bei den Frauen hat jedoch die Leidenschaft zum Dienst einen anderen Wesenszug. Er ist persönlicher, auf *Hingabe und Einsatz des eigenen Wesens* eingestellt. Für sie trifft vor allem der zweite Teil des Ruskinschen Ausspruchs zu: „Der Mensch ist der reichste, der den größten hilfreichen Einfluß auf seine Mitmenschen erwirbt.“ Der Gedanke, daß das eigene Leben nur so viel wert ist, als man geben, nicht aber als man empfangen kann, ist Gemeingut weiter Schichten der gebildeten Frauen. In den Führerinnen hat er eine Kraft der Auswirkung gefunden, die nur aus der Genialität des Herzens, nicht des Verstandes quillen kann.

Es gibt schlechthin keine Aufgabe sozialer und sittlicher Reform, für die nicht diese Bereitschaft zum Dienst zu gewinnen ist. Darin finden sich alle Kreise, Parteien, Kirchen, Berufe zusammen. Ein Appell zum Dienst findet immer bereiten Boden; und wenn der Gegenstand des Dienstes faßlich dargestellt wird, folgt dem Impuls ohne jeden Aufschub die Tat.

Diese von innen kommende Großmut, dieser Antrieb, der sich manchmal zu Visionen und Prophetien steigert, diese Eigenschaft ist die *Blüte der*

106

amerikanischen Kultur. Sie ist es, die bewußt oder unbewußt in vielen Europäern eine so starke Liebe für das ferne Land entzündet.

Aus diesem Wesenszug der Amerikaner sind auch die so häufig auftauchenden, verschiedenartigen *Pläne zur Weltbeglückung* zu begreifen. Von ihm ist die moralisierende Haltung in Kunst und Wissenschaft und sind die Bestrebungen sittlicher Reform abgeleitet, an denen das Land so reich ist. Auch die Begeisterung für den Krieg hätte nicht entfacht werden können, wenn man den Massen nicht die Idee eines Befreiungskrieges vom Militarismus suggeriert hätte. Die vierzehn Punkte Wilsons wären ohne den Gedanken, daß Amerika zum Hüter der Gerechtigkeit in der Welt berufen sei, unmöglich gewesen. Die Enttäuschung über das Scheitern dieser Weltmission war es, das Gefühl, daß in politischen Dingen die Europäer eine andere Sprache reden, was den Umschwung in der Haltung des amerikanischen Volkes hervorrief; seine Abkehr von dem eigenen Führer, die Ablehnung der Politik der Intervention. Am klarsten, unzweideutigsten aber zeigte sich der Zug zur Hilfsbereitschaft, zum Dienst in der Aktion, die während und nach Beendigung des Krieges von Amerika für die notleidenden Länder organisiert worden ist. Wir alle teilen diese Dankesschuld an Amerika: Frankreich und Belgien, Deutschland und Rußland, Serbien und Österreich, einen Dank für Hilfe, die aus reiner Menschlichkeit heraus,

107

aus dem Mitgefühl für alle, die bedrückt und beladen sind, geleistet wurde.

Diese selbstlose Hingabe von Männern und Frauen, die herüberkamen wie Missionare und die nicht nur materielle Hilfe brachten, sondern die Missionaren gleich für ihre Lehre, für ihren *tätigen Glauben* den europäischen Kontinent eroberten, ist nur ein Abglanz dessen, was in Amerika selbst dauernd geschieht.

Die *Nachbarschaftshilfe*, die ihren besten Ausdruck in den Settlements gefunden hat, wäre nicht möglich, wenn nicht Frauen und Männer der besitzenden und gebildeten Schichten freiwillig Nachbarn der Armen würden. Diese Form des Dienstes, die schließlich die Aufgabe einer privaten Lebenssphäre, irgendwelcher Mußestunden außerhalb des Arbeitsbereichs

fordert, erscheint und nur in der Form eines franziskanischen Ideals der Askese zu verwirklichen. Für den Amerikaner entbehrt sie jeder solchen Grundlage. Es ist „Helfen, wo Hilfe not tut“. Es ist Entwicklung all der guten Kräfte, die in den Menschen schlummern. Es ist Amerikanisierung, und das ist eine verlockende Aufgabe, die die besten Kräfte an sich zieht. Oft sind es die Frauen und Töchter der Reichen, die solche Aufgabe suchen. Dies alles aber – dieses „Nahe-beieinander und –nacheinander“ von Erwerbstrieb und Hingabe Materialismus und Idealismus – zeigt nur, wie schnell einseitige Lebensziele sich verändern, sobald sie Befriedigung finden. Wo Erwerbsarbeit

108

zum Selbstzweck wird, anstatt Mittel zu sein, läuft die Maschine sich schnell leer, und das Verlangen nach wahren Lebensinhalten sucht im Extremen, in der sozialen Arbeit nach Erfüllung.

In dieser Arbeit überwiegen die Frauen. In ihr führen sie auch. Sie zieht die stärksten weiblichen Persönlichkeiten an, einen Typus von Frauen, der die mitwirkenden Männer nach geistiger und gemüthlicher Begabung häufig übertrifft.

Amerika ist auf vielen Gebieten der sozialen Arbeit bahnbrechend gewesen: in der Schaffung von Jugendgerichten, in der Reform der Zwangserziehung, in der Errichtung von öffentlichen Spielplätzen, in den Methoden der Gefangenenpflege, obwohl gerade auf diesem Gebiet in manchen der Staaten noch Nacht und Grauen herrscht. Neuerdings hat es einen Radikalismus in der Bekämpfung von Volkskrankheiten und gesundheitlichen Schäden entwickelt, der geradezu als Gesundheitskreuzzug bezeichnet werden kann und der für die europäischen Länder beispielgebend ist. Gerade wenn man nach längerer Abwesenheit Amerika wiedersieht, fällt es in die Augen, mit welcher Entschlossenheit schlechte Wohnquartiere beseitigt wurden, die Straßenreinigung verbessert worden ist, Ansteckungsgefahren bekämpft werden.

Das alles wird noch befördert durch die spezifisch amerikanische Überzeugung, daß mit Wissen und Können alles zu erreichen ist. Die Kraft des Verstandes

109

wird wie ein Mechanismus beurteilt, der praktische Pläne für die Verwirklichung idealer Zwecke durchsetzt; und man wagt sich daher mit Feuereifer an Aufgaben, die anderen Nationen nur durch eine jahrzehntelange Entwicklung lösbar scheinen.

Dabei ruht die gesamte soziale Arbeit auf *privater Initiative und privaten Mitteln*, wie auch fast alle Reformen in der Gemeindepolitik auf das Eingreifen der sozialen Arbeiter zurückzuführen sind. Jede staatliche Regelung wird im allgemeinen abgelehnt; nicht nur weil die Verfassung der Vereinigten Staaten eine einheitliche Gesetzgebung sehr erschwert – der gesamte Arbeiterschutz und Kinderschutz gehört zu dem Machtbereich der Einzelstaaten – , sondern auch weil man grundsätzlich dem Zwangsmäßigen widerstrebt, weil man von dem Wert der Freiwilligkeit der Leistungen überzeugt ist. Vorschläge für eine Versicherungsgesetzgebung begegnen den schärfsten Widerständen. Die amerikanische Demokratie ist weit mehr die Verkörperung des Freiheits- als des Gleichheitsgedankens.

Es ist nicht möglich, ein Urteil darüber zu gewinnen, ob die fabelhaft entwickelte private Wohlfahrtsarbeit durch das Fehlen öffentlicher Einrichtungen hervorgerufen worden ist; ob der Mangel an staatlicher Fürsorge das Gewissen der Bürger schärft und sie verantwortungsbewußter macht, oder ob umgekehrt durch die spontane Hilfsbereitschaft, durch diese

110

nationale Charaktereigenschaft die Staatsmaschine überflüssig wird.

Aber jedenfalls ist diese Leidenschaft zum Dienst, die sich auf allen Gebieten sozialen Lebens offenbart ein grandioser Versuch, *eine Kultur des persönlichen Lebens zu gestalten, eine menschlich-sittliche Kultur hervorzubringen*. Es kommt einer Synthese von Denken und Tun, von Geist und Leben näher, als die Kultur der Länder, deren Bild bisher fast ausschließlich von Männern gezeichnet wurde. Vielleicht ist dieses die Form der weiblichen Kultur, daß sie das Menschliche über das Sachliche, das Leben über die Güter, die Sittlichkeit über die Technik stellt. Vielleicht bedarf die Menschheit dieses neuen Einschlags, um die Kulturen der Vergangenheit vor dem Untergang zu bewahren.

Was Amerika von anderen Ländern unterscheidet und auszeichnet, ist der *Mythos des verheißenen Landes*. Aus ihm geht die besondere Form des amerikanischen Idealismus hervor, dessen Kraft und Mut selbst durch Niederlagen und Enttäuschungen nicht zu überwinden ist; der voller Selbstvertrauen, Energie, der jugendlich und hoffnungsvoll ist. Ein Idealismus, der über alles hinweggeht, was die Länder Europas durch jahrhundertelange, harte Erfahrungen gelernt haben: über die Unvollkommenheit alles menschlichen Geschehens. Ein Idealismus, der daran glaubt, daß eine Ordnung der Dinge geschaffen

111

werden kann, durch die das ideale Gesetz, wenn erdacht und ergriffen, das Gesetz der Wirklichkeit für alle Zukunft werden wird.

Darin liegt das Wesen amerikanischer Kultur.

12. Führerinnen

12. Führerinnen

Das Individuelle, Einzigartige, Besondere, was einzelne Menschen zu Führern macht, widerstrebt eigentlich dem Versuch, für die großen Persönlichkeiten eines Landes eine Formel zu finden. Aber die Frauen, die im öffentlichen Leben unserer Zeit eine Rolle spielen, verkörpern doch in jedem Lande einen bestimmten Typus, der für die Struktur des Gesellschaftslebens bezeichnend ist.

In *England haben die Frauen des Adels* ihre bevorrechtigte Stellung immer als Verpflichtung empfunden; sie haben sich nicht mit philanthropischer Betätigung begnügt, sondern sich den parlamentarischen Traditionen dieses Landes entsprechend von jeher in die politische Arena gestellt. Sie haben auch der Frauenbewegung überragende Führerinnen gegeben. Neben Lady Aberdeen, der Vorsitzenden des internationalen Frauenbundes, die seit ihrer frühesten Jugend zu den Führern der liberalen Partei gehört, sind die einflußreichsten Frauen innerhalb der

organisierten Frauenbewegung wohl Lady Astor, Lady Rondtha, vielleicht auch Lady Frances Balfour –

112

alles Frauen der Gesellschaftsschicht, die in England zwar nicht ökonomisch, aber trotz aller Machtverschiebungen sozial und politisch die herrschende geblieben ist. Daneben gibt es natürlich auch andere Frauen, die großen Einfluß ausüben: intellektuelle Frauen und Sozialreformer, Pazifisten und Radikale. Aber an die Spitze der großen Bewegungen stellt man Frauen, die nicht nur besondere organisatorische Fähigkeiten haben, sondern auch den nationalen Geflogenheiten der Repräsentanz entsprechen.

In *Deutschland* haben die Frauen dieser Schichten ihre Scheu vor aller über die Charitas hinausgehenden Arbeit nie überwunden. Auch die konservative Stimmung ihrer Klasse hätte andere Neigungen zurückgehalten. Die Frauenbewegung hat ihre richtunggebenden Geister ganz vorwiegend aus den Kreisen der Lehrerinnen und der akademisch gebildeten Frauen gezogen. Es ist der Typus *der geistig arbeitenden Frau*, nicht der Dame, die hier hervortritt. Auch das politische Leben hat vor allem Berufsarbeiterinnen herausgestellt. Das sind die Frauen, die sich mehr als andere für ihr Geschlecht und für das gesamte Volkswohl verantwortlich fühlen.

In *Amerika* sind die führenden Frauen wiederum von anderer Art. Die Frau, die im gesellschaftlichen Leben eine Rolle spielt, die der Aristokratie des Geldes angehört, unterstützt zwar materiell die verschiedensten

113

Strömungen der Frauenbewegung. Aber sie fehlt unter den maßgebenden Führernaturen. Die Berufsarbeiterin tritt gleichfalls zurück. Der Prozeß, der sich in Deutschland bereits vor der wirtschaftlichen Notwendigkeit vollzog, der Übergang einflußreicher Frauen vom Vereinsleben in Berufstellungen, setzt in Amerika erst langsam in der jüngeren Generation ein. Die maßgebenden Frauen sind weder „Dame“ noch „Berufsfrau“; *sie sind eher eine Synthese von beidem*. Sie gehören vielfach der bemittelten Schicht an, die ein Leben der Muße führen kann. Aber sie erheben ihre soziale und politische Tätigkeit aus der Sphäre der Beschäftigung zu der einer berufsmäßigen, das ganze Leben erfüllenden und ergreifenden Arbeit. Nach ihrer Lebensweise und Lebensgestaltung, nach ihren Arbeitsmethoden gleichen sie sich der Berufsarbeiterin stark an. Ihrer Bildung nach sind sie meist Akademikerinnen, was in Amerika allerdings nicht die planmäßige Vorbereitung auf einen wissenschaftlichen Beruf in sich schließt. Es ist nur Nachweis der höheren Bildung, die von der großen Masse der oberen und mittleren Schichten erworben wird. Aber es ist vielleicht dem Einfluß des College zuzuschreiben, daß so viele Frauen den Weg zu öffentlicher Betätigung finden. Die Universität entwickelt Neigung und Fähigkeit zur „Führerschaft“. Sie steigert gerade durch die außerordentliche Abgeschiedenheit des Lebens, das die jungen Leute dort jahrelang führen,

114

die Neigung zum tatkräftigen Eingreifen, zum Wirken in der realen Welt. Sie vermittelt soziale Ideale.

Diese nach Besitz und Bildung den oberen Schichten angehörenden Frauen verlangen danach, *Ungerechtigkeit und Unrecht aus der Welt zu schaffen*, gleichviel, ob es sich in der Hilfsbedürftigkeit der Einwanderer, in der Ausbeutung von Kindern, in der Rechtlosigkeit des eigenen Geschlechts manifestiert. Auf sie paßt das Wort Stadlers:

„Es treibt mich zu den Stumpfen, zu den Armen,
Und im grenzenlosen Michverschenken
Will mich Leben mit Erfüllung tränken.“

Jane Addams, die unumstrittene Führerin auf dem Gebiet sozialer Arbeit, hat einmal auf die Frage, warum sie als junges sorgloses Mädchen den Entschluß gefaßt habe, im ärmsten Teil Chicagos zu leben und ein Settlement aufzubauen, einfach geantwortet: „Es gibt Leute, die gern mit Reichen zusammen sind, und andere, die sich unter den Armen heimisch fühlen. Ich habe die Armen immer vorgezogen.“

Dieses Ergreifen irgendeiner großen Aufgabe geschieht bei Frauen dieser Art ohne jede Sentimentalität, ohne Pose, ohne Illusionen. Traten die Pioniere der Frauenbewegung in vergangenen Zeiten oft in puritanischer Einfachheit auf, wie Susan B. Anthony, die mit einem religiösen Fanatismus für das Frauenstimmrecht wirkte und die in Gesichtszügen und Tracht

115

diese ihre Grundstimmung widerspiegelte, so unterscheiden sich die heutigen Führerinnen in ihrem Auftreten, ihrer Kleidung, ihren Interessen in nichts von anderen Frauen ihrer Klasse. Der Eindruck, den ich bei einem ersten Begegnen vor fast zwei Jahrzehnten von Jane Addams, Florence Kelly und anderen bahnbrechenden Reformern Amerikas hatte, war der von selbstverständlicher Übereinstimmung mit ihrer Umgebung, von Unaufdringlichkeit und Ungesuchtheit, von äußerlicher Anpassung. Das ist mehr als etwas Zufälliges. Wer der Welt etwas Neues bringen will, eine Idee, eine Tat, die das Gesellschaftsleben umgestalten soll, tut gut, nicht durch sein Auftreten das Interesse abzulenken, Ablehnung hervorzurufen. Jane Addams hat selbst einmal in einer Auseinandersetzung mit Tolstoi zu ihm gesagt, das nichts sie den Chicagoer Fabrikarbeiterinnen mehr entfremden könnte, als wenn sie in einer gesuchten, der Mode abgewandten Einfachheit, in einer Reformtracht zu ihnen käme. Und was für die Arbeiterinnen richtig ist, trifft auch für die Kreise zu, deren materielle, persönliche oder politische Hilfe für eine Aufgabe gewonnen werden muß.

Aber es ist nicht nur Taktik, sondern ein *tiefer Wesenszug*, der in diesen Frauen die Übereinstimmung in äußeren Dingen veranlaßt. Sie haben zu viel mit großen Dingen zu tun, um die kleinen anders als klein zu sehen; und die Äußerlichkeiten

116

sind ihnen zu unbedeutend, um sie durch Nichtachtung zu vergrößern. Dazu kommt noch, daß in diesen amerikanischen Frauen, teils durch die Bekanntschaft mit den verschiedenen nationalen Kulturen der Einwanderer, teils durch ihre auf ausgedehnten Reisen erworbenen Eindrücke von mannigfaltigen Kulturen *der Sinn für Schönheit* sehr ausgebildet ist, und sie alle versuchen, ihn in ihrer Umgebung zum Ausdruck zu bringen. Das amerikanische Settlement ist durchaus nicht nur ein Mittelpunkt nützlicher Geschäftigkeit, sondern eine Stätte, *in der neben dem Guten auch das Schöne gepflegt wird*, in der man den Sinn dafür hochhält, um dadurch auch das Leben der Armen inhaltreicher und glücklicher zu machen.

Aber trotzdem, wer diese amerikanischen Führerinnen einmal gesehen hat, nimmt einen unauslöschlichen Eindruck mit fort. Aus aller dieser Schlichtheit und Unauffälligkeit leuchtet doch eben eines heraus, was sie von der Masse abhebt, was das ganze Gewicht der Persönlichkeit verrät. *Das sind die Züge, die Köpfe dieser Frauen*. Es ist nicht nur Gedankenarbeit, es ist nicht nur Erleben und Tun, was sich da ausgeprägt hat. Es ist eine reiche,

lebendige, fühlende, zur Tat drängende Seele, die sich den Körper gebaut hat.

Man kann diesen Frauen nahekommen, indem man über ihre Lebensarbeit, die zugleich ihr Lebensschicksal ist, spricht. Man kann ihre beispiellose Aktivität beleuchten und ihren Erfolgen nachgehen. Man kann

117

auch von ihrem Werden sprechen, von dem Ringen ihrer Jugend, aus dem sie sich zu zielbewußtem Handeln durchkämpften und aus dem heraus ihre Leidenschaft zum Dienst vielleicht am besten zu begreifen ist. Man kann aber auch fragen, *was es eigentlich ist, was sie zu großen, überragenden Frauen macht*, was ihre allgemeine Anerkennung, ihren Ruhm gesichert hat.

Als vor kurzem eine amerikanische Zeitung eine Umfrage unter ihren Lesern machte, um festzustellen, welche Frauen als die anerkanntesten Führerinnen gelten können, ergaben Zehntausende von Antworten eine vollkommene Übereinstimmung darüber, daß *Jane Addams* die erste, unumstrittenste Kraft auf sozialem Gebiet, *Carrie Chapman Catt* die politische Führerin sei. Viele stellten *Lillian D. Wald*, die in Newyork auf sozialem Gebiet unübertroffene Erfolge aufzuweisen hat, unmittelbar neben diese beiden.

Was ist es, was die Übereinstimmung des Urteils darüber hervorruft, daß sie große Frauen sind? Sicherlich bei allen der praktische Erfolg ihres Wirkens. Ferner die organisatorische Kraft, die Fähigkeit, auf andere zu wirken und dadurch Bewegungen zu entfachen, die Tausende mit sich reißen. Aber es ist doch noch mehr als das.

Für Jane Addams hat kürzlich eine der Frauen, die sie am besten kennt, eine Antwort auf die Frage gegeben; eine Antwort, die vielleicht über die einzelne

118

Persönlichkeit hinaus Bedeutung für die Maßstäbe hat, mit denen die Welt die Größe der Frauen mißt und messen wird. Sie hat gesagt: „Ich habe Jane Addams in Chicago gesehen, wie sie an der Spitze des Tisches mit Kraft und Gewandtheit den Braten für die vierzig Bewohner von Hull House tranchierte. Ich habe ihr zugehört, als sie in einer großen Versammlung, in einer mit Kriegsbegeisterung elektrisch geladenen Atmosphäre, für Frieden plädierte. Ich habe sie beobachtet, als sie bei einer Fabrikbesichtigung versuchte, die Erklärungen des Besitzers über das technische Verfahren mit Interesse in sich aufzunehmen. Ich war zugegen, als sie in einer Sitzung die Verhandlungen von Männern und Frauen aus allen Teilen Amerikas als Vorsitzende leitete, um schwierige Aufgaben des Einwandererproblems zu lösen. Ich habe sie gesehen, als sie ihre ersten Versuche auf dem Fahrrad machte, und habe ihr herzliches Lachen gehört, als der stählerne Gaul sie abwarf. Ich habe sie in allen Arten von Versammlungen, vor Leuten jeder Klasse reden hören; manchmal ausgezeichnet, manchmal unzureichend, weil ohne genügende Vorbereitung. Und ich muß beichten, daß sie eigentlich keine von allen diesen Sachen besser macht als andere Frauen, die durch Neigung und Gaben in das öffentliche Leben geführt wurden.“

Das *Geheimnis ihres Erfolges*, ihres Ruhmes liegt vielmehr in der tiefsten Triebkraft, die ihre

119

Arbeit bestimmt. Jane Addams ist von Jugend an eine soziale Arbeiterin gewesen. Aber diese Arbeit ruhte immer auf der Grundlage einer *Leidenschaft für den Geist des Verstehens, für den Frieden*. Sie wollte Frieden zwischen den Klassen, gegenseitiges Helfen. Frieden zwischen den

Geschlechtern, hilfreiche Ergänzung ihres Wesens, ihrer Kräfte. Sie wollte Frieden, Verstehen zwischen alt und jung; ein Ziel, das gerade in den Einwandererfamilien, wo die Jugend mit ihrer größeren Anpassungsfähigkeit an das Neue sich den Ideen, den Traditionen der Eltern entfremdet, in seiner ganzen Tragweite begriffen werden mußte. Sie wollte Frieden, Duldung zwischen den verschiedenen Rassen, zwischen Weißen und Farbigen; zwischen reich und arm, zwischen Unternehmer und Arbeiter, zwischen Gebildeten und Ungebildeten.

Diese im tiefsten Grunde auf den Glauben an die unveräußerlichen Menschenrechte, auf den Gedanken der Brüderlichkeit aufbauende soziale Leidenschaft hat sie dann auch im *Weltkrieg zu dem Apostel des Friedens unter den Völkern* gemacht. Sie hat ihr den Mut gegeben, als alles gegen sie stand, sich im Jahre 1915 an die Spitze einer Konferenz zur Propaganda des Friedens zu stellen und dann sämtliche kriegführenden und die neutralen europäischen Länder zu bereisen, um mit den Staatsmännern über die Grundlage für eine Friedensintervention zu verhandeln. Sie hat diese ihre soziale, menschliche

120

Stellungnahme aufrechterhalten, als in Amerika die Stimmung umschwenkte und auch, nachdem es in den Krieg eingetreten war. Sie hat die Gunst des Präsidenten, der anderen Staatsmänner und der Volksmeinung, sie hat zahlreiche Anhänger und Förderer ihrer Arbeit verloren – aber sie hat in ihrer eigenen Stellung nie geschwankt. Sie hat dann, als der *Waffenstillstand* geschlossen wurde, sofort die Initiative ergriffen, um den notleidenden Völkern Hilfe zu schaffen. In ihrem Buch „Frieden und Brot“ hat sie geschildert, wie sie den Krieg als Quelle von Not und Elend, von Hunger und Seuche, aber auch als Ausdruck der Gesinnung bekämpft, die allen sozialen Übeln und Notständen zugrunde liegt. Sie verkörpert jene soziale Gesinnung, die keine Grenzen kennt, weil sie aus reiner Menschlichkeit hervowächst; die einer unbestochenen, von Vorurteilen freien Liebe naheifert. *Sie nimmt die traditionellen Maßstäbe von Volkswohl, von nationalen und internationalen Ordnungen* nicht hin, und sie ist in allen ihren Lebensäußerungen ein Beschützer alles dessen, was bedrückt und benachteiligt ist. Sie hat die Fähigkeit unwandelbarer Freundschaft – wie sie es selbst in einem Brief an eine alte Arbeitsgenossin ausdrückt: „Sie halten mein Herz in der Fläche Ihrer Hand, heut wie immer.“

Dies alles sind die Eigenschaften, die ihre Größe ausmachen. Und es ist noch ein Letztes, das allerdings

121

nur schwer in Worte zu fassen ist. Es ist nicht Religion oder Gläubigkeit im hergebrachten Sinn. Es ist nicht Menschenliebe oder Mitgefühl, nicht Haß gegen das Böse und Erbarmen mit dem Sünder. All das mag zu den Elementen gehören, aus denen ihre starke Frauennatur sich zusammensetzt. „Aber der Urquell des Stromes, aus dem ihre Kraft und Größe getragen wird,“ sagt jene oben bereits angeführte Arbeitsgenossin, „ist *eine niemals zweifelnde, nie verdunkelte Gewißheit des Guten*: In Gott; in der Menschheit; in den einzelnen; in der Masse; in der Vergangenheit; in der Zukunft; und ihre Arbeit ist immer von neuem und immer in anderer Form ein Versuch, der Menschheit das Gute in ihr und außer ihr zu offenbaren. Mit ihrer eigenen Überzeugtheit überzeugt sie andere.“

Das ist das Geheimnis ihrer Wirkung und ihrer Kraft. Darin liegt vielleicht überhaupt die Eignung zu weiblichem Führertum.

13. Soziale Aktivität

13. Soziale Aktivität

Fast zur gleichen Zeit hat jede der beiden sozialen Führerinnen Amerikas, Jane Addams in Chicago und Lillian Wald in Neuyork, ein Buch veröffentlicht, das einen Rückblick auf zwanzigjährige Wirksamkeit enthält. Das ist nun bereits wieder an zehn Jahre her – und beide sind seitdem nicht müßig

122

gewesen. Aber „Zwanzig Jahre in Hull House“ und „Das Haus in Henry Street“ sind bleibende Denkmäler weiblicher Kulturarbeit. Sie sind klassische Werke der sozialen Literatur, an denen der Student und der Forscher der Soziologie, der Menschen- und Volkskunde nicht vorübergehen kann. Sie sind *Beweise der umgestaltenden Kraft einer tatkräftigen sozialen Gesinnung*, die geholfen hat, korrupte Kommunalverwaltungen zu reformieren, schlechte Stadtteile zu sanieren, das Leben der Ärmsten zu Ausstieg und Würde zu führen, ein allgemeines Gefühl der Verantwortlichkeit zu erzeugen und dem Fortschritt der Menschheit zu dienen, und sie sind schließlich fesselnde Lebensbilder, die einen Einblick in Werden und Wirken, Denken und Tun, Bestimmung und Schicksal zweier großer, starker, reicher Frauennaturen tun lassen.

Lillian Wald hat in dem Vorwort zu ihrem Buch über das Haus in Henry Street gesagt, daß manche ihrer Mitarbeiter in ihrer sozialen Aktion die Möglichkeit gefunden haben, durch die Tat ihren Glauben an die Demokratie zu beweisen, und daß sie darin zur Selbstverwirklichung gelangten; daß sie Inspiration empfangen, indem sie sie gaben.

Ihre Arbeit begann, als sie – ein junges Mädchen mit dem Verlangen nach einem Ventil für Gefühl und Tatkraft – die Krankenpflege erlernt hatte. Das war ihr als der einfachste Weg zu irgendeiner Form

123

nützlichen Lebens erschienen. Von den sozialen Bestrebungen, die damals zwar vorhanden, aber noch in den ersten Entwicklungsstadien waren, hatte sie nichts gehört, und es war ein Zufall, der sie im Laufe einer halben Stunde dazu bestimmte, im Osten, in der unteren Stadt, im Einwandererviertel, jenseits der Bowery zu leben und dort allmählich die vielleicht einflußreichste soziale Institution Neuyorks zu entwickeln.

Vor *drei Jahrzehnten* verband man in Neuyork mit dem Begriff „Oststadtteil“ ein dunkles, beängstigendes Bild von etwas Unbekanntem, von einer überfüllten Gegend, einer fremden Stadt innerhalb der eigenen, für deren Zustände sich niemand verantwortlich fühlte. Abgesehen von den politischen und wirtschaftlichen Ausbeutern der Bewohner hatten nur ganz wenige Leute eine bestimmte Vorstellung davon, und die „literarische Entdeckung“ des Stadtteils setzte erst gerade ein. Die untere Oststadt spiegelte die allgemeine Gleichgültigkeit – es schien mitunter fast Verachtung – für die Lebensbedingungen einer ganzen Bevölkerungsgruppe wider. Die Möglichkeit, Besserung zu schaffen, schien Lillian Wald, als sie aus ihrer Unerfahrenheit herausgerissen wurde und nachzudenken anfang, um so hoffnungsloser, als die Bewohner selbst diese Lebenslage in Stumpfheit hinnahmen.

Der Ruf kam Lillian Wald, als sie ihre Kenntnisse in der Krankenpflege durch medizinische Kurse zu

124

vervollständigen suchte und während der Zeit von irgendeiner Wohlfahrtsvereinigung gebeten wurde, dort einige Unterweisungen in der Krankenpflege zu erteilen. Aus einer Unterrichtsstunde wurde sie an einem regnerischen Märzorgen von einem kleinen Mädchen an das Krankenbett seiner Mutter geführt, nachdem sie aus des Kindes unzusammenhängenden Erzählungen erraten hatte, daß die Mutter ein Kind zur Welt gebracht habe. Durch schmutzige, enge Gassen ohne Pflasterung, über Ablagerungen von Abfällen und Müllhaufen führte der Weg, zwischen einer dichten, elenden Menge, zwischen hohen, russigen Häusern, deren eiserne Nottreppen mit Haushaltgegenständen jeder Art so bepackt waren, daß sie für ihren Zweck unbrauchbar waren. Übelriechende Fischstände überall und andere faulige Düfte. Die Straßen waren Marktplätze, unsauber, unbewacht, ungeordnet; und zwischen all dem spielten unzählige kleine und kleinste Kinder: das Ganze ein Bild von Elend und Verkommenheit.

Alle Mängel der sozialen und wirtschaftlichen Ordnung drängten sich ihr auf diesem kurzen Weg und in der Wohnung, die das Ziel war, auf. Die Familie, die sie vorfand, war weder lasterhaft noch moralisch verkommen, und sie war sich der Unwürdigkeit ihrer Lage voll bewußt. Der Mann war ein Krüppel, der zwar an den Straßenecken Waren feilhielt, um dabei Almosen zu erzielen. Die Familie von sieben Köpfen

125

teilte ihre zwei Stuben mit Mietern – ein Holzbrett wurde für sie als Lagerplatz auf den Fußboden gelegt, und die kranke Frau lag auf einem schmutzigen, elenden Bett, das mit den Spuren eines Blutsturzes, den sie zwei Tage vorher hatte, bedeckt war. Aber trotz der äußeren Verkommenheit hatten sie gewisse Maßstäbe eines wirklichen Familienlebens und Ideale für die Gesellschaft, die sie im Grunde im Stich gelassen hatte.

Lillian Wald sagt, es wäre ihr ein Trost gewesen, wenn sie die Überzeugung von der moralischen Unwürdigkeit der Familie hätte mit fortnehmen können; denn dann hätte sie sich als Glied einer Gesellschaft, die solche Zustände duldet, eher gerechtfertigt gefunden.

Im Augenblick ruft eine solche Schilderung in uns Deutschen nichts anderes hervor als den Gedanken an die *eigene Massennot*, an den Abstieg unseres Volkes, das allen Grund hatte, auf seine staatliche und soziale Fürsorge stolz zu sein; an die Hoffnungslosigkeit, mit der wir jetzt in einem Volk mit höheren kulturellen Traditionen solchen Mißständen ohne äußere Mittel der Hilfe gegenüberstehen. Aber gerade dies Gefühl der eigenen Machtlosigkeit macht uns die Schilderung jenes Eindrucks wertvoll, aus dem Lillian Wald der Entschluß und die Kraft für ihr Wirken kam. Auch sie stand damals *mit leeren Händen einem Meer von Not gegenüber*. Aber es kam ihr sofort die Gewißheit, daß solche Mißstände nicht existieren würden, wenn die Menschen in gesicherter

126

Stellung darum wüßten. Sie ist nach dem Erlebnis dieses Morgens nicht mehr in die Universität zurückgekehrt. Sie war zu stark vom Gefühl der eigenen Verantwortung erfüllt. Sie und eine Freundin waren durch Ausbildung in der Krankenpflege in der Lage, in organische Arbeitsbeziehungen zu dem Stadtteil zu treten, in dem sie für ihre Aufgaben wach geworden

waren. Beide entschlossen sich, dort als Krankenpflegerinnen zu leben, sich sozial mit der Nachbarschaft zu identifizieren und, kurz gesagt, ihr ihre bürgerlichen Fähigkeiten und Verantwortung zu widmen.

Dieser Plan enthielt den Keim zu allen späteren sozialen Betätigungen und Unternehmungen des Settlements. Es ist charakteristisch für Lillian Walds lebensfreudige und optimistische Natur, so voller Humor und quellender Güte, daß sie auch aus den Zeiten jener ersten, sicherlich oft bitterlich enttäuschenden, entmutigenden Versuche nur glückliche Momente, erfreuliche Bilder festzuhalten weiß.

Ganz unerfahren trat sie an ihre Arbeit heran. Beim Wohnungsuchen – sie bestand auf den Luxus einer Badegelegenheit, obwohl in dem ganzen Stadtteil jenseits der 14. Straße zu jener Zeit einer Sage nach nur zwei Badezimmer zu finden waren – machte sie erste Bekanntschaft mit der roten Laterne der öffentlichen Häuser, die ihr damals noch kein Begriff waren.

Das Jahr ihrer Niederlassung war ein Notjahr, mit viel Arbeitslosigkeit und Teuerung, und zu allem

127

anderen gab es noch einen harten, kalten Winter. Für sie ist es, im Rückblick, ein Vorteil gewesen, daß sie im Anfang ihrer Arbeit diesen schwersten Eindrücken von Armut und Leiden ausgesetzt war. Denn die Häufung von körperlicher Anstrengung und seelischer Erregung ließ ihr keine Zeit, zu sich selbst zu kommen, zu grübeln und ihr Tun und Wesen zu kritisieren – Gefühle, die so leicht die natürlichen, selbstverständlichen Beziehungen hätten schädigen können, die sie zu ihren Nachbarn fand. Zwei Jahre lang lebten die beiden Mädchen ohne den Hintergrund einer Organisation, die Kranken pflegend und die Nachbarn beratend. Sie lernten die mannigfachen Schwierigkeiten und Nöte des Lebens kennen, die im Grunde nicht auf eine bestimmte Klasse beschränkt sind, die aber bei ihren Nachbarn verstärkt wurden durch Armut, Unkenntnis der Gesetze und Landessitten, durch Wohndichte und häufige Abhängigkeit der Eltern von den Kindern. Sozialarbeiter, Arbeitslose, Prediger und Rabbiner, besorgte Eltern und gefährdete Mädchen, aufsichtslose Kinder und straffällige Jugendliche suchten sie mit tausend Anliegen auf. Der bleibende Eindruck war der von unseligen Zuständen des Arbeitslebens, der sich ihnen immer von neuem aufdrängte.

Die Geschichte des Henry-Street-Settlements, das in organisierter Form 1895 entstand, als sie in ein größeres Haus zogen und einen Freundes- und Mitarbeiterkreis um sich sammelten, ist die

128

Geschichte des Aufbaues der Reformen, die sie herbeiführten; der Forderungen, die sich aus dem harten Leben der Armen ergaben; der Hilfsmaßnahmen, die aus warmherzigem Verstehen hervorchwanden, und schließlich einer sozialen Gesetzgebung, die Zeugnis von dem Willen der Gemeinschaft zur Sühne ablegt.

Die erste Unternehmung des Henry-Street-Settlements, die sich aus kleinsten Anfängen zu mehr als lokaler Bedeutung entwickelte, war die *Organisation der häuslichen Krankenpflege*.

Abgesehen von einigen kirchlichen, an die Konfession gebundenen Hilfseinrichtungen gab es für die unbemittelten Kranken in Neuyork damals keine häusliche Krankenpflege. Lillian Wald führte zuerst in der Nachbarschaft, später über ganz Neuyork Krankenpflegestationen ein, die nicht nur die Kranken pflegen, sondern auch die Bevölkerung, zu einer hygienischen

Lebensweise erziehen sollten. Ein Honorar für die Dienste der Pflegerinnen wurde gefordert, sofern die Patienten in der Lage waren, zu zahlen; und dadurch kam die Nachfrage nicht nur von den Armen, sondern gerade von den Strebsamen, auf ihren Ruf Bedachten, die sich scheuen würden, eine Unterstützung anzunehmen. Die Krankenhäuser wurden enorm entlastet und die Bevölkerung an eine sachgemäße Pflege gewöhnt. Die Sterblichkeit sank. Heute hat das Henry-Street-Settlement ein eigenes Verwaltungsgebäude für den Dienst der häuslichen Krankenpflege – im Mittelpunkt der Stadt,

129

in einer der Hauptstraßen gelegen, ein stattliches, schönes Haus mit Bureau- und Versammlungsräumen, ein Generalstabsgebäude für diesen besonderen Dienst, von einem der Freunde des Settlements gestiftet. Dazu Zweigstationen über die ganze Stadt, mit Pflegerinnen, die die Sprache des betreffenden Stadtteils, der dort lebenden Eingewanderten sprechen, mit gleichwertig ausgebildeten farbigen Pflegerinnen in den Negervierteln; und es verbindet in diesem Dienst die Aufgabe der Krankenpflege und des vorbeugenden, erziehenden, öffentlichen Gesundheitsdienstes. Auf die Initiative des Settlements wurde der Schularztdienst organisiert, mit den Pflegerinnen als ausführendes Organ. Es richtete die ersten Milchküchen ein, tat Pionierdienste im Kampf gegen die Tuberkulose, regte den Gesundheitsdienst der großen Lebensversicherungsgesellschaften an und organisierte ihn. Es nahm die Ausbildung von Krankenpflegerinnen für die Gesundheitsfürsorge in die Hand, und eine aus den Reihen des Settlements wurde kürzlich berufen, die erste Universitätsprofessur für Krankenpflege zu bekleiden.

Die gleiche Bedeutung hat das Henry-Street-Settlement für die Jugendhilfe gewonnen. Spielplätze wurden geschaffen, Unterricht in Gymnastik und Volkstänzen in die beide Wege geleitet, Erholungs- und Ferienheime gestiftet, und der Kampf gegen die Ausbeutung kindlicher Arbeitskraft wurde aufgenommen. Aus den Bestrebungen, Freude und Schönheit in das

130

Leben der Kinder zu bringen, erwuchs dann später auch das „*Kleine Theater*“, das schon an einer anderen Stelle erwähnt wurde; das Theater im ärmsten Stadtteil, in dem die jungen Leute der Nachbarschaft dazu geführt werden, ihre künstlerischen Gaben zu entwickeln, und von dem aus manches Talent den Weg gefunden hat, sich in einem schöpferischen Beruf als Schauspieler, Musiker, Kostümzeichner, Dekorationsmaler auszudrücken.

Überhaupt, das ist das *Charakteristische* an *Lillian Wald*, das Amerikanische, ist man versucht zu sagen, daß sie nicht irgendein bestimmtes Gebiet sozialer Arbeit vor allen anderen pflegt, sondern in das *ganze, volle Menschentum hineingreift*, ihm zur Entwicklung verhilft. „Henry Street“ ist heute genau so bekannt und berühmt für seinen Krankenpflegedienst wie für sein Theater, zu dem Tausende aus der Nähe und aus der Ferne pilgern, das Unzähligen ein Ventil für ihre besten Kräfte gegeben hat. Bei alledem hat Lillian Wald den *Sinn für den Einzelnen*, für das Persönliche nie verloren, obwohl sie wie ein Minister eine Organisation mit unzähligen Ressorts leitet und wie ein Industriemagnat über ein Reich mit Hunderten von Angestellten und Mitarbeitern herrscht, ein Riesenbudget verwaltet und kontrolliert. Die einzelnen Menschen, denen sie vorwärts geholfen hat, die ihrem Einfluß und ihrer Hilfe verdanken, daß sie zu höherer Bildung gelangten, sind

131

heute über das ganze Land verstreut, als Ärzte und Lehrer, als Kaufleute und Geistliche, als Beamte und Künstler, als Professoren und Techniker.

Es war auch Lillian Wald, die dem Präsidenten Roosevelt zuerst den Plan für die Schaffung des Kinderschutzministeriums unterbreitete und die seine Verwirklichung dank der Sympathie durchsetzte, die sie im ganzen Lande dafür gewann. Mit dem ihr eigenen Sinn für Humor brachte sie der Bevölkerung die Tatsache nahe, daß die Bundesregierung sich zwar mit der Konservierung aller materiellen Schätze des Landes abgibt, mit Bergwerken und Waldungen, mit dem Kampf gegen Frösche und der Zucht von Hummern, und daß die Regierung Verwaltungsabteilungen eingerichtet hat, um Auskunft und Rat in all diesen Fragen zu geben, daß aber Bürger, die Belehrung und Führung in bezug auf den Schutz und die Erhaltung der Kinder der Nation suchten, keine verantwortliche Stelle dafür im gesamten Verwaltungsapparat fänden.

Für sie ist das Kinderschutzbüro, das aus Liebe zu den Kindern und aus Vertrauen in die Zukunft hervorgegangen ist, ein Symbol des hoffnungsvollsten Ausblicks innerhalb des amerikanischen Lebens. Als Lillian Wald das erstemal nach seiner Errichtung nach Washington kam, fühlte sie, so berichtet sie selbst, die Beglückung über das Neue und Hoffnungsreiche, und sie verglich das kahle Büro mit den wunderbaren

132

Denkmälern, die gerade dort der Vergangenheit errichtet und gewidmet sind.

„Eines Tages wird einer, der sein Land liebt und der begreift, daß die Kinder von heute unsere Zukunft sind, einen Tempel für sie am Sitze der Regierung bauen. Dies Gebäude wird schöner sein als die, die aus Begeisterung für Heer und Marine oder in Erinnerung an große Entdecker und Gelehrte oder zum Andenken an die Toten entstanden sind. Als meine Phantasie sich dem Gedanken überließ, sah ich deutlich das Büro ausgebaut und entwickelt, und von allen Teilen des Landes kamen Eltern und Lehrer, voller Eifer, die Erziehungstheorien in sich aufzunehmen, Vorführungen und Modelle für die besten Spielplätze, Kliniken, Schulen, Klubs und deren Ausstattungen zu sehen. Dieser Gedanke verband sich mit der Erinnerung an den Augenblick, in dem ich zuerst *Luca della Robbias* Skulpturen an der Portalwand des Florentiner Findelhauses sah, und ich empfand in Seligkeit diese Beziehung des großen Künstlers zu den kleinen verlassenen Kindchen. Aber jene so wunderbar lieblich gemeißelten Kinder sind in Wickelkissen geschnürt. An dem zukünftigen Tage, an dem in Washington das schöne Gebäude des Kinderschutzbüros zu sehen sein wird – das sagt mir mein Herz –, wird der geniale Künstler, der es in Bildern und Plastiken schmückt, die neue Idee des Kindes versinnbildlichen – ein Kind, frei in der Bewegung, aufrechten Blicks, das Mündel der Nation.“

133

Diese wenigen Worte geben eine Vorstellung von Lillian Walds Persönlichkeit. *Ihre soziale und ästhetische Lebensauffassung, zu einer Einheit von Tatwillen und Lebensfreude verschmolzen*, geben ihr die Energie, die Frische, die Phantasie, immer Neues zu ersinnen, die heitere Lebhaftigkeit, die nie ermüdende Arbeitskraft, die geistige und reale Produktivität. Das macht sie unwiderstehlich. Das sichert ihr Gefolgschaft. Das bringt ihr die materielle Hilfe von immer neuen Freunden. Sie ist wie ein sprudelndes Wasser, das alles mitreißt. Ihr Werk ist wie ein Bau, der immer breiter und immer höher wird, ohne Plan für das Ganze begonnen, wie die Bauwerke

früher Zeiten, und doch, wie sie, mit Zielsicherheit hinaufstrebend, immer neue Säulen, Türme und Kuppeln tragend.

Jene Zielsicherheit, jene aus dem Instinkt hervorwachsende Technik und Beherrschung der mannigfaltigsten Aufgaben, jene Meisterschaft in der Lösung menschlicher Schwierigkeiten und Probleme, in der Überwindung menschlicher Schwächen, im Freimachen aller guten Kräfte kann nur entstehen, wo der *hoffnungsvolle Glaube an die Macht des Guten im Herzen lebt*. Das ist das Kennzeichen der sozialen Genialität. Liebe zur Menschheit und eine Sehnsucht für den Fortschritt des Menschengeschlechts – das sind die bewegenden Kräfte. Es sind Kräfte, die jahrhundertalte trennende Schranken zwischen Klassen und

134

Rassen und Nationen niederreißen. Es sind Kräfte, die ein Band schlingen, das fester bindet als alle konventionellen Beziehungen, selbst die des Blutes.

Ein Leben, so reich an Wirkungsmöglichkeiten und Gestaltungskraft, kann nicht ablaufen, ohne irgendwie *zu politischen Fragen* Stellung zu nehmen, ohne die soziale Aufgabe durch politische Mittel zu fördern. Aber es liegt auch im Wesen des sozialen Führers, daß er sich nicht einer Partei – außer der der Gerechtigkeit und des guten Willens – verschreiben kann. Henry Street ist, ebenso wie Hull House, oft der Mittelpunkt gewesen, um den sich widerstreitende Meinungen zusammenfanden, wo Unternehmer und Arbeiterführer zu Verhandlungen zusammengebracht wurden, an dem aufrechte Menschen aus allen politischen Lagern sich vereinigten, um irgendeine integre, vornehme Persönlichkeit im politische Kampf gegen die Machenschaften und die Ansprüche der Parteimaschine zu verteidigen.

Es hängt mit dieser politischen Stellungnahme für Freiheit und soziale Kultur zusammen, daß Henry Street, mitten in einem russischen Einwandererviertel gelegen, in engste Beziehungen zu vielen der *Russen* trat, die seit Jahrzehnten dort einen Umschwung vorbereiteten und im Exil eine Zuflucht fanden. Krapotkin, Tschaikowsky, Marie Sukloff, Katharina Breshkovsky und viele andere aus dem langen Zug der Märtyrer, Freunde, Helfer und Heiligen, die für

135

die Sache russische Freiheit gelitten haben, manche nach *zwanzigjähriger* Gefangenschaft entronnen, sind in Henry Street aufgenommen worden und haben Sympathie und Freundschaft, Trost und Verständnis gefunden. Was Lillian Wald mit solchen Revolutionären verbindet, ist im Grunde genommen die letzte bewegende Kraft, die tiefste Lagerung ihrer Weltanschauung. Katharina Breshkovsky hat es in einem Briefe formuliert: „Die Pflicht, der Sache der Menschheit in ihrer Gesamtheit zu dienen, und der meines Volkes im besonderen, war das Gesetz meines Lebens, - das höchste Gesetz, dessen Stimme meine Leidenschaften, meine Wünsche, kurz, meine Schwäche zum Schweigen brachte.“ Lillian Wald erklärt ihr tiefes Mitgefühl und ihr Interesse für die russische Revolution noch anders: nicht nur aus der Kameradschaft, in die sie mit denen, die daran teilnahmen, geführt wurde; nicht nur aus der russischen Literatur, die so viele Herzen und Gedanken allüberall lebendig gemacht hat; nicht aus ihren Erfahrungen an den unschuldigen Opfern russischer Brutalität. „*Die Fortführung einer Politik der Unterdrückung verseucht die soziale Ordnung allerwärts, zerstört die Keime eines neuen und besseren sozialen Lebens*. Nur wer das Schlagen des menschlichen Herzens hört, wer sich gegen Unrecht überall empört, wer in dem gigantischen Ringen in Rußland eine Weltbewegung für Freiheit und

136

Fortschritt sieht, die auch unser Ringen ist, kann die Bedeutung unseres Mitempfindens für Freunde russischer Freiheit begreifen.“

Was hat sie, die heute auf der Höhe des Lebens steht, die nicht daran denkt, müde zu werden, deren Lebensabend noch in weiter Ferne liegt, *was hat sie mit ihrer sozialen Arbeit erreicht?*

Die Nachbarschaft hat große äußere Veränderungen erfahren. Seit Lillian Walds erstem aufregenden Gang zu der kranken Wöchnerin sind die vernachlässigten, rohen Pflasterungen der schmutzigen Straßen durch Asphalt ersetzt worden. Schöne Schulhäuser, zu den besten der ganzen Welt gehörig, sind errichtet worden. Straßen sind niedergelegt und haben Platz für öffentliche Zierplätze und Spielplätze gemacht. Eine Untergrundbahn befördert die Bewohner an weit entlegene Arbeitsplätze. Stege für Erholungszwecke sind in das Meer gebaut worden, und öffentliche Bibliotheken in schöner Ausstattung sind entstanden. Ein Wohnungsamt ist geschaffen, das die Wohnungen von 80 Prozent der gesamten Neuyorker Bevölkerung zu überwachen hat, und alle Angriffe auf den Mieterschutz sind glücklich zurückgeschlagen worden, trotz aller Energie, die von den Hausbesitzern darauf verwendet worden ist.

Viele aus der Nachbarschaft, die vorankamen, sind in bessere Stadtviertel gezogen, wo die hygienischen Einrichtungen zweckmäßiger, die Häuser weniger

137

überfüllt sind. Aber immer noch findet eine ungeheure Arbeiterbevölkerung im unteren Teil der Stadt ihre Heimstätte. Es bleibt eine überfüllte Gegend mit überfüllten Häuslichkeiten. Der Einwanderer findet in dieser Nachbarschaft am ehesten eine Unterkunft, am Ufer des Hafens. So strömt ein Strom vom neuem Leben immer wieder hinein und hindurch, und empfängt den Segen einer Hilfe, die auf der Achtung vor der Persönlichkeit, auf dem Glauben an den sozialen Wert des einzelnen, auf der Hoffnung für die volle Entfaltung seiner Gaben und Kräfte beruht.

In dem Sinne verwirklicht sich durch die Persönlichkeit Lillian Walds wie durch Jane Addams die Idee der Amerikanisierung. Für sie ist das eine Kulturleistung, die im letzten Ende dem Fortschritt eines vollen Menschentums gilt.

14. Die Frau und die Politik

14. Die Frau und die Politik

Man kann mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß nirgends in der Welt die Frauen das Stimmrecht besitzen würden, wenn nicht die amerikanischen Frauen eine Weltbewegung dafür entfacht hätten. Die Frauen, die sich zuerst vor zwei bis drei Generationen dafür einsetzten, waren vom Stamm der religiösen Fanatiker. Sie hatten nur den einen Gedanken und kannten nur das eine Ziel. Sie sahen nicht zur Rechten und nicht zur Linken, sondern nur auf den

138

einen Punkt, dem sie zustrebten. Sie grübelten nicht; sie glaubten an ihr Recht. Sie suchten nicht nach Argumenten, sondern lebten von dem Begriff der Gerechtigkeit. Und Gerechtigkeit war für sie identisch mit Gleichheit; Gleichheit der Lebensmöglichkeiten und der Lebensformen.

Die Begründung, die deutsche Frauen später ihren politischen Forderungen gaben: die Notwendigkeit, angesichts der Verschiedenheit der Geschlechter auch dem weiblichen Einfluß in der Kultur und im Staatsleben Spielraum zu schaffen, hat ihnen ganz ferngelegen. Sie wäre

ihnen kompliziert und gesucht erschienen. Für sie deckte das Wort „Gerechtigkeit“ schlechthin alles, worauf es ankam.

Die jüngere, jetzt lebende Generation von politischen Führerinnen ist von anderem Schlag. Sie ist mehr von dieser Welt, ihren Gütern zugewandt. Diese Frauen gehen nicht wie dereinst Susan B. Anthony in Quäckerkleidern und Umschlagtüchern einher. Einige von ihnen tragen vielmehr Kleider, die in Paris gemacht sind. Wie ihr Äußeres, so ist auch ihre Geistigkeit beweglicher. Sie ziehen nicht aus wie die Heilsarmee, mit dem immer gleichen Kriegsruf, der sich gerade durch seine Einförmigkeit den Menschen einprägen will. Für sie ist der Verstand ein Instrument, und sie gebrauchen es in immer neuer Weise, für immer andere Melodien; sie brauchen es mit Tiefe und Pathos, mit Humor und Sarkasmus, mit Taktik und Diplomatie.

139

Trotz alledem brennt auch in ihnen jenes Feuer, das sowohl Missionare wie Welteroberer antreibt. Sie finden nicht ihr Genüge darin, den Frauen des eigenen Landes die Gleichberechtigung in die Hand gedrückt zu haben. Ihr Arbeitsfeld ist die Welt. Sie wollen nicht ruhen, bis der Gedanke der Würde des weiblichen Geschlechts, der Einreihung aller Frauen in die Stellung des vollwertigen Bürgers überall, bis in die entferntesten Winkel aller Erdteile gedrungen ist, bis sie ihm selbst bei den Anhängern Mohammeds und Konfuzius' und Buddhas zum Siege verholfen haben. Sie wollen erobern, um zu befreien, - immer neue Länder erobern, um die Frauen zu befreien. Aber der Gedanke dieser Befreiung hat für sie doch einen ganz positiven Inhalt. Das Stimmrecht ist nicht Ziel. Es ist Ausgangspunkt. In gewissem Sinne wollen sie nämlich auch befreien, um zu erobern, um einer neuen Politik, der Politik der Frau, dem weiblichen Einfluß die Bahn freizumachen. Das bedeutet ihnen im Inneren: Gute Schulen und Bildungsmöglichkeiten für alle, Arbeitsgelegenheit und guten Lohn für jederman, bessere Wohnungen, eine gewissenhaftere und zartere Fürsorge für die Kinder, damit sie heranwachsen, um eine bessere soziale Ordnung zu verwirklichen. Nach außen bedeutet es für sie ein aktives Eintreten für eine Politik des Friedens. Zu dem Zweck rufen sie den Frauen in allen Ländern zu: Wacht auf! Erhebt euch! Faßt Mut!

140

Die typischen Repräsentantin dieses weiblichen Aktivismus in der Politik ist Carrie Chapman Catt, die an zwanzig Jahre die internationale Stimmrechtsbewegung geführt hat und die von Susan B. Anthony, deren Jüngerin und Mitarbeiterin sie war, zu ihrer Nachfolgerin in der Führerschaft des amerikanischen Stimmrechtskampfes bestimmt worden war. Ihr ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß die amerikanischen Frauen nach mehr als sechzigjährigem Ringen die Bürgerrechte erhielten. Sie hat einen Verstand und einen Willen, den man als männlich zu bezeichnen pflegt, und sie vereinigt alle Eigenschaften, die einen Menschen zur politischen Führerschaft bestimmen.

Sie ist Feministin in dem alten Sinne, daß sie die Menschenrechte der Frau verteidigt. Die Frau ist ihr in erster Linie ein menschliches Wesen – ein weiblicher Mensch mit dem gleichen Gehirn und Gewissen, der gleichen Stärke und Schwäche, derselben Sehnsucht und Beharrlichkeit wie der Mann. Sie will die Gesetze und Sitten beseitigen, die überall in der Welt die Frau unmündig hielten und die Entwicklung der Frau zu selbstständigen, unabhängigen Persönlichkeiten verhinderten. Denn durch diese Ordnung sind viele Männer zu brutalen Herrschern und viele

Frauen zu eingeschüchterten und gehemmt Untergebenennaturen geworden. Sie zitiert: „Und er schuf sie, ein Männlein und ein Weiblein und gab ihnen Gewalt über die

141

Erde.“ Aber, fügt sie hinzu, der Mann nahm das ganze Reich und alle Herrschaft für sich, und die Frau muß ihre Hälfte nun zurückerobern.

Aber Mrs. Catt ist auch ebenso bewußt Frau mit besonderer weiblicher Art, ebenso überzeugt, daß die Frau ein Neues in die Welt bringen muß, daß sie die Völker aus dem Chaos erlösen soll, in das männliche Politik die Menschheit hineingeführt hat. Auch sie ist – ebenso wie Jane Addams und Lillian Wald – für eine Politik, die einen wirklichen, dauernden Frieden herbeiführen kann. Nur unterscheidet sie sich von jenen dadurch, daß sie nicht durch soziale, sondern durch politische Motive, mehr durch den Willen als durch das Gefühl angetrieben wird. Sie ist so aktivistisch, daß sie im Krieg mit der eigenen Regierung ging, den Krieg mit organisierte; wie eben Menschen, die die Fähigkeit, die Bestimmung zur Macht in sich haben, leichter an die Gerechtigkeit der eigenen Sache glauben als Menschen, in denen die soziale Komponente die vorherrschende Form der Seele ist. Das nationale Gefühl ist in ihr außerordentlich stark entwickelt, aber doch in dem Sinne, daß sie ihr Land zu einer würdigen Stellung in der Welt führen möchte. Die Unlösbarkeit der Beziehungen zwischen den Nationen ist ihr eine zu zwingende Tatsache, als daß sie sich nicht zugleich als Weltbürgerin fühlen müßte.

Diese Verbindung von Nationalgefühl und Weltbürgertum gibt ihr auch eine unabhängige Meinung

142

und Gesinnungen, die sie befähigt, der eigenen Regierung neue Wege zu weisen. In dem Streit zwischen Nichteinmischung und Eingreifen in die europäische Lage steht sie in der ersten Reihe derer, die Amerika für eine Intervention gewinnen wollen. Und wenn irgend jemand Erfolg erzielen sollte, so ist es von ihr zu erwarten. Denn ihre Stimme gilt. Sie reißt Massen mit sich. Sie hat Einfluß und Freunde.

Als sie nach einjähriger Abwesenheit von einer Reise durch Europa und Südamerika, die sie kürzlich im Interesse der Stimmrechtsvereinigung gemacht hat, nach Neuyork zurückkehrte, gaben ihrer Anhänger ihr zum Willkommen einen Lunch, an dem etwa tausend Frauen der angesehensten Kreise, Frauen der Gesellschaft, der Finanzwelt, Vertreter aller großen Organisationen, aller Parteien und Konfessionen und führende Männer des politischen Lebens teilnahmen, um von ihr zu hören, wie sie die politische Lage der Welt beurteilte. Ihre Rede, ein Meisterstück an Geist und Rhetorik, wurde durch Funkspruch in alle Teile des Kontinents getragen, und in allen großen Städten wurden zur selben Zeit Versammlungen abgehalten, um ihre dorthin übermittelten Worte zu hören. Es war ein politisches und nationales Ereignis. Es gibt kaum einen Mann in den Vereinigten Staaten, der eine bessere Aufnahme, einen größeren Widerhall findet.

Sie sprach über die Weltlage und Amerikas Stellung dazu. „Europa braucht im Augenblick das

143

Eingreifen eines starken moralischen Faktors, und die Vereinigten Staaten sind das einzige

Land, das diesen Einfluß erlangen könnte...Amerika hat einen Weg gefunden, um am Krieg teilzunehmen, und durch seinen Eintritt ist der Krieg für die Alliierten gewonnen worden. Amerika muß jetzt auch einen Weg finden, um eine Entscheidung herbeizuführen. Nach meiner Ansicht ist unser Fernbleiben egoistisch und feige.“

Sie führte aus, wie schnell die Stellung, die ein Volk im Urteil der Nationen einnimmt, sich ändern kann, wenn es seine Pflicht der Gesamtheit gegenüber versäumt. Vor einem Jahr, als sie nach Europa kam, waren alle noch erfüllt von der amerikanischen Hilfsaktion zur Beseitigung der Hungersnöte. Alle Welt blickte auf Amerika als das Land, von dem Führung und Erlösung kommen kann. Als sie acht Monate später zurückkehrte, fand sie die Stimmung vollkommen umgeschlagen, und wenn Amerika weiter eine Politik selbstsüchtiger Interessen verfolgt, „wird es bald das verachtetste unter allen Ländern sein.“

Sie sprach davon, daß viele den Ausbruch eines neuen europäischen Krieges befürchten. „Aber in der Ruhr ist Krieg.“ Amerika muß die Rolle des Mittlers, des wahren Friedenstifters übernehmen. Die ganze Welt blickt dorthin und kann nicht begreifen, warum es nicht zu Hilfe kommt.

Es ist klar, hier handelt es sich um Äußerungen, die nicht nur allgemeine Grundsätze betreffen, sondern

144

Politik bedeuten. Hier soll eine öffentliche Meinung erzeugt werden, die die Regierung des Landes in eine neue Richtung zwingt.

Das spricht Mrs. Catt auch deutlich aus. „Ich habe bisher mein Leben der Sache der Frauen gewidmet. Von jetzt an werde ich während der Zeit, die ich noch zu leben habe, mich mit den Männern beschäftigen.“ Sie fühlt die Fähigkeit zur Führung in sich, und sie wird davon in neuer Weise Gebrauch machen, nachdem ihre frühere Aufgabe an andere übergehen kann, nachdem neue Aufgaben vor ihr stehen.

Aber ob sie sich von den Frauen fort zu den Männern wendet, sie macht doch eine weibliche Politik. Der Frontwechsel bedeutet schließlich nur, daß sie die Frauen, die ihr Gefolgschaft leisten, einspannen will, um eigenen Zielen nachzugehen, selbstgesteckten Zielen, für die sie die Männer, die Parteien, die Regierungen gewinnen will, anstatt sich der bisher von den Männern eingeschlagenen Richtung anzupassen.

Weiblicher Aktivismus! Denn diese Politik bedeutet etwas grundsätzlich Neues. Sie bedeutet die Preisgabe der Politik des materiellen Interesses, des unmittelbaren wirtschaftlichen Vorteils für die Nation. Sie bedeutet das Eintreten für eine Weltordnung, bei der das Heil des einzelnen Landes ihm vom Wohlergehen der Gesamtheit der Länder und Erdteile kommt, bei der über der Bereicherung einzelner Schichten, über der Ansammlung von toten Gütern

145

das Leben, das Gedeihen, das Glück der Menschen steht. In diesem selben Ziel finden sich die soziale mit der politischen Tätigkeit der amerikanischen Frau: in dem Ziel einer menschlich sittlichen Kultur.

Vielleicht ist das überhaupt das Wesen weiblicher Kultur, oder, bescheidener ausgedrückt, des möglichen weiblichen Kultureinflusses. Niemand kann sagen, in welchem Umfang er sich durchsetzen wird. Das hängt schließlich nicht nur von den Führerinnen, sondern, abgesehen von Imponderabilien, von dem Schwergewicht der Gefolgschaft ab. Aber nirgends sind die Vorbedingungen günstiger als in dem Land, das noch immer zu Recht so vielen als Land der „Verheißung“ erscheint.

Wo aber zuerst und zutiefst eine Kultur entstehen wird, die von Männern und Frauen gemeinsam durch ihre spezifischen Kräfte aufgebaut ist, da wird die Menschheit ihre Bestimmung besser und vollkommener als bisher verwirklichen. Da wird sie gerechtere Institutionen schaffen, dem einzelnen zu größerer Vollkommenheit verhelfen, die Beziehungen der Menschen untereinander hilfreicher gestalten. Und damit wird es eine Gemeinschaft hervorbringen, die die Idee des Göttlichen im Zusammenleben der Menschen verwirklicht.

15. Amerikanische Ideologien - Alkohol und Tanz

146

15. Amerikanische Ideologien

Alkohol und Tanz

Nach ihrer Stellung zu den Amerikanern teilen sich die Deutschen in zwei Gruppen: die einen, die nie in Amerika waren und alle Amerikaner für Dollarjäger halten, die anderen, die mit noch so vielen Vorurteilen nach Amerika kamen und es dennoch lieben lernten, die neben all der Haft und Härte und Realistik den starken idealen Zug im amerikanischen Leben fanden.

Das Puritanertum, das eben ursprünglich und nachhaltig die amerikanische Volksseele befruchtet hat, ist ebensowohl von idealistischem wie von utilitarischem Geist durchtränkt. Nur aus ihm lassen sich Erscheinungen erklären, die mit sittlichen Mitteln wirtschaftliche Zwecke verfolgen oder auch mit wirtschaftlichen Maßnahmen bestimmte Ideale verwirklichen wollen. Dafür können als Beispiele das Alkoholverbot, die Bestrebung zur Erhöhung der sexuellen Sittlichkeit wie die Bemühungen um den Gedanken des Weltfriedens angeführt werden.

Das Alkoholverbot, d. h. das Verbot der Herstellung und des Vertriebs von Schnaps, Wein und Bier, das seit mehr als vier Jahren (16. 1. 1920) für das gesamte Gebiet der Vereinigten Staaten gilt, ist dem Deutschen vielleicht am schwersten verständlich. Man hält es ebenfalls für eine Überrumpelung der

147

Nation durch irgenwelche Fanatiker und verbreitet freudig jede Nachricht, die eine baldige Aufhebung des Verbots verheißt. Dafür ist die Haltung der deutschamerikanischen Kreise allerdings nicht ohne Verantwortung.

Tatsächlich ist der Bann für alle alkoholischen Getränke keineswegs plötzlich oder gar gegen die Volksmeinung herbeigeführt worden, und niemand glaubt dort ernsthaft, daß die Bestimmung je wieder aufgehoben werden dürfte. Eine jahrhundertlange Entwicklung ist dem nationalen Verbot vorausgegangen. Geführt durch die Puritaner, durch die Kirche, bald gestützt durch die Frauen, und schließlich gefördert durch das Unternehmertum (allerdings nicht des Alkoholkapitals) war ein vollkommenes Erzeugungs- und Vertriebsverbot in 32 von 48 Staaten durchgeführt, ehe das nationale Gesetz mit überwältigender Mehrheit in Senat und Abgeordnetenhaus angenommen und von den einzelnen Staaten ratifiziert wurde.

Sicherlich wird das Verbot in vielen Fällen umgangen. Ein Teil der schottischen Schnapsindustrie unterstützt offen die Schmugglerflotten, die draußen im Meer vor der Küste liegen und durch die amerikanische Regierung in immer weitere Entfernung vom Land getrieben und verfolgt werden. Sicherlich ist auch eine gewisse Stimmung gegen die Beschränkung vorhanden, obwohl eine erhebliche Zahl der Brauer und Destillateure ihre Betriebe erfolgreich und mit

148

Gewinn auf andere Fabrikationen (Fruchtsaft, Konserven usw.) umgestellt haben. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß einige trinklustige Leute sich selbst ihr Bier und ihren Schnaps im geheimen herstellen, wobei Alkoholvergiftungen infolge der wenig sachverständigen Zubereitung dieser sogenannten „Mondscheingetränke“ vorkommen.

Aber es gibt keine Schankstätten mehr, und im ganzen hat das Verbot so feste Wurzeln gefaßt, daß die Gegner von Monat zu Monat mehr verstummen. In der Presse der Hafenstädte, wo mit einer noch nicht assimilierten Einwandererbevolkerung zu rechnen ist, wagen sie sich noch hervor; die Zeitungen im Osten berichten beständig über die Schlachten der Polizei mit den Schmugglern – aber im übrigen Land nimmt man das Verbot als Tatsache hin. Man geht zu Banketten, man lebt in Hotels und Klubs; man erfährt Gastfreundschaft bei Mittags- und Abendmahlzeiten, und überall trinkt man Wasser, Limonade, Tee, Kaffee. Der Alkohol ist verschwunden. Nur gelegentlich einmal im Haus von sehr wohlhabenden Familien wird Wein gereicht – allerdings meist mit Vorsicht, um ihn zu strecken. Und in jedem einzelnen Fall versichert der Wirt unaufgefordert, daß es seine alten Bestände seien. Jeder will ein Bürger sein, der den Gesetzen gehorcht. Niemand will es riskieren, bestraft zu werden. Viele sind auch bereit, eine Annehmlichkeit dem Wohl der Gesamtheit zu opfern.

149

Natürlich gibt es auch Leute, die erst trinken, seit es verboten ist, die das „smart“ finden. Es kommt sogar vor, daß bei einer Damengesellschaft vor dem Essen ein Cocktail gereicht wird. Aber die Kreise, die sich das wirtschaftlich leisten können und moralisch leisten wollen, sind doch sehr beschränkt, und niemand zweifelt daran, daß schon die heranwachsende Generation in dem Verbot kein Problem mehr sieht.

Auf jeden Fall bleibt das Verbot eine Tat, eine soziale Revolution. Seine Wirkungen für die Erhöhung der Lebenshaltung der breiten Massen ist unbestritten. Das Geld, das der Arbeiter früher in Alkohol konsumierte, verwendet er heute zum Erwerb eines eigenen Hauses, zu besserer Nahrung, mehr Hausrat, Kleidung und zur Erziehung seiner Kinder. Einer der führenden sozialen Arbeiter des Landes hat wohl die Tatsachen treffend charakterisiert, wenn er sagt, daß durch das Verbot auf jeden Fall die breiten Massen geschützt worden sind. Die

Schankstätten sind verschwunden. Der Anreiz fehlt. Und der greise Präsident der Harvard-Universität hat sein Urteil dahin zusammengefaßt: „Von allen Seiten haben sich Beweise dafür angehäuft, daß das Alkoholverbot die öffentliche Gesundheit, das allgemeine Wohl und die berufliche Tüchtigkeit gefördert hat. Es bezwingt tatsächlich die furchtbaren Mächte von Krankheit, Armut, Verbrechen und Laster.“

Vielleicht ist die Leidenschaft für den Tanz, die sich in Amerika verbreitet hat, irgendwie mit der Tatsache

150

des Alkoholverbots verknüpft. Aber die Verbindung von praktischem Sinn und Idealismus, von Geschäftstüchtigkeit und sittlichen Forderungen hat auch auf diesem Gebiet eine eigentümliche Entwicklung herbeigeführt. Dafür sind die Verhältnisse in Chicago, der größten Industriestadt des Landes, ein Beispiel, wo seit dem Krieg sehr zahlreiche Tanzlokale entstanden sind. Die Stadt war bald wie mit einem Netz überzogen, und auf dem Gebiet der geschlechtlichen Sittlichkeit schienen die Gefahren ständig zu wachsen. Darauf griff der Verein für Jugendfürsorge ein. Nicht mit polizeilichen Maßnahmen, im negativen Sinn, sondern positiv, indem er versuchte, die Tanzlokale so zu heben, daß sie zu Stätten reiner Freude und Erholung werden. Chicago war vielleicht dafür besonders vorbereitet. Hat doch die Bewegung zur Schaffung von Spiel- und Erholungsstätten – ursprünglich von den sozialen Reformern erhoben – dazu geführt, daß heut an 40 städtische Spielplätze mit Volksheimen über die Stadt verbreitet sind, wo nicht nur die Kinder turnen, schwimmen, Spiele und Handwerk treiben können, sondern wo auch für die Erwachsenen ein geselliger Mittelpunkt, ein Raum für Vorträge, für Musikveranstaltungen zu finden ist.

Auch die Hebung der Tanzlokale war wiederum der privaten Initiative vorbehalten. Mitglieder des Vereins für Jugendfürsorge besuchten die Lokale und begnügten sich nicht damit, ein Urteil zu gewinnen,

151

um dann auf die Behörden zu wirken. Sie versuchten vielmehr von Anfang an, mit den Inhabern und Geschäftsführern der Lokale in Fühlung zu kommen. Bei einigen fanden sie Verständnis für ihre Forderungen. Sie konnten sie davon überzeugen, daß es vorteilhafter für das Unternehmen sei, wenn es sich eines guten Rufes erfreue; wenn es allgemein als bürgerlich wohlhabende Vergnügungsstätte anerkannt sei.

Namentlich der Inhaber eines Lokals wurde zum eifrigen Förderer der Idee. Ein Grieche, vor etwa fünfzehn Jahren eingewandert, in seiner Karriere das typische Bild bester amerikanischer Aufstiegsmöglichkeiten. Zu Anfang in einer Gastwirtschaft tätig, dann Inhaber des Restaurants, ersparte er genug, um ein kleines Kino—niedriger Ordnung – zu eröffnen. Dabei beobachtete er, wie viele Leute das Kino besuchten, die sich augenscheinlich schämten, in einer so ungeordneten Umgebung gesehen zu werden. Das veranlaßte ihn dazu, ein Lichtspieltheater zu bauen, das in Ausstattung und Darbietung weite Kreise der Gebildeten befriedigen würde. Es war einer der ersten Versuche, das Kino auf eine andere Stufe zu heben. Von da führte ihn den Weg zur Eröffnung eines Tanzlokals, und er sagte bereitwillig dem Verein seine Unterstützung zu. Er wußte, daß das auch geschäftlich den Erfolg verbürgen würde. Heut ist er Inhaber des Trianon, eines Tanzlokals, in dem bis zu 5000 Personen in einem Raum tanzen können.

152

Der Saal, oval gebaut, mit Galerien und Nebenräumen in künstlerisch vollendeter Ausstattung, mit farbigen Lichteffekten, die von der Decke den Saal in wechselnde Opalfarben tauchte, ist jeden Abend geöffnet. Eine vorzügliche Kapelle, die keine Jazz-Musik machen darf, beeinflusst naturgemäß die Art des Tanzens. Zehn Aufsichtsbeamte überwachen Sitte und Anstand. Tausende von jungen Mädchen, kaufmännische Angestellte und Bürgerstöchter, Geschäftsleute und Studierende, finden hier mit geringen Kosten Vergnügen. Die Mädchen kommen im Straßenkleid oder im Gesellschaftskleid. Man sieht alle erdenklichen Typen. Man sieht auch Mädchenpaare miteinander tanzen. Alles wie auf dem Festabend in einer wohlhabenden Familie mit guten Traditionen. Ein Abend in der Woche bleibt—uramerikanisch—den alten Tanzlustigen vorbehalten! Und der finanzielle Erfolg ist überwältigend.

Aber der Fall ist nicht vereinzelt geblieben. Die Inhaber sämtlicher Tanzlokale haben sich auf Anregung des Jugendfürsorge-Vereins zusammengeschlossen. Sie kommen einmal monatlich mit den sozialen Führern zusammen, erörtern ihre Probleme und lassen sich von den Sozialarbeitern über die Eindrücke von ihren Besuchen berichten. Seit zwei Jahren zahlen sie dem Verein einen sehr erheblichen Beitrag, um ihm die Fortsetzung dieser Arbeit zu ermöglichen. Sie haben dem Verein ein Automobil angeschafft und

153

bezahlen die Unterhaltungskosten, um den Sozialbeamtinnen die abendlichen Besuche zu erleichtern. Sie haben die Musik den Vorschlägen des Vereins entsprechend gehoben, Angestellte nach ihrem Rat ausgewählt. Sie haben gemeinsam einen Abend veranstaltet, an dem Vorführungen für „korrektes Tanzen“ stattfanden, wobei „korrekt“ nicht „kunstgerecht“, sondern „manierlich“ bedeutet. Ein besonderes Tanzlokal für die farbigen jungen Leute gehört der Vereinigung an, wird unter den gleichen Gesichtspunkten überwacht; und zwischen den Vertretern der Jugendpflege und den Besitzern der Lokale ist eine freundschaftliche Zusammenarbeit, ein Vertrauensverhältnis hergestellt.

Man kann solche moralisierenden Tendenzen mit spöttischem Achselzucken abtun und die Verbindung von Geschäftssinn und puritanischen Ideen als Heuchelei bezeichnen, wie das wohl manchmal geschieht. Aber man kann auch den Stolz der Sozialarbeiter von Chicago über die reinere Gestaltung des Verkehrs der Geschlechter als berechtigt begreifen. Man kann bewundern, daß es ihnen gelungen ist, dem jugendlichen Verlangen nach Vergnügungen, die an die Sinne appellieren, eine gemäßige Form der Befriedigung zu schaffen, ein Ventil für Kraftüberschüsse, eine Entspannung von eintöniger Arbeit. Man kann auch darin Wege zu einer sozialen und sittlichen Kultur erblicken.

Amerikanische Ideologien - Friedensfreunde

154

Friedensfreunde

Mit der gleichen Berechtigung, mit der manche Amerikaner die Deutschen als Militaristen ansehen, kann man die amerikanische Bewegung für einen dauernden Weltfrieden, für Einrichtungen zur friedlichen Schlichtung von Streitigkeiten zwischen den Nationen, für Abrüstung als Heuchelei bezeichnen. Die Zahl der Amerikaner, die den Eintritt Amerikas in den Weltkrieg herbeiführten, ist wahrscheinlich genau so groß wie die der Deutschen, die bewußt auf einen Krieg abzielten, während das Volk seiner angestammten Neigung nachging, friedlich zu schaffen.

In keinem anderen Lande der Welt hat die Friedensbewegung (nicht mit Friedenssehnsucht zu verwechseln) eine solche Ausdehnung gewonnen wie in den Vereinigten Staaten. Es bestehen etwa 70 nationale Organisationen, die nur für diese eine Aufgabe in irgendeiner Form wirken. In den Kreisen, die ihnen anhängen, sind – das soll man nicht vergessen und nicht unterschätzen – die besten Freunde des neuen Deutschland zu finden.

Wie ist dieser Enthusiasmus für eine friedliche Weltordnung in einem Land zu erklären, das doch im Grunde kaum unter dem Krieg gelitten hat, das von seinen Schrecken nicht einmal berührt wurde.

Man kann die Ideologien, denen, man in Amerika auf den verschiedensten Lebensgebieten begegnet, nur begreifen, wenn man sich den Anteil klarmacht, den

155

die Puritaner an der ursprünglichen Besiedlung des Landes hatten. Es waren in erster Linie die religiös Bedrückten, religiöse Fanatiker, denen erst später die politisch und ökonomisch Bedrängten folgten, die amerikanische Sitte und Traditionen schufen. Die ersten Gemeinden in den Neu-Englandstaaten waren kirchliche Gemeinden, ehe sie zu bürgerlichen Kommunalverbänden wurden, und in den Neu-Englandstaaten war Voraussetzung für die Erwerbung des Vollbürgerrechts im Staate der Besitz des Vollbürgerrechts in der Kirchengemeinde.

Der Geist des Puritanertums drückt noch in weitem Maß dem sozialen Leben und der Kultur der Vereinigten Staaten den Stempel auf. Auf ihn geht der idealistische, der weltbeglückende Zug, der soziale Reformeifer zurück, der so dicht neben materialistischen Zügen wuchert. Er ist ein organischer Bestandteil der amerikanischen Volksseele.

Er ist auch die Quelle, aus der die Friedensbewegung dort immer neu gespeist wird; sich immer in neue Ströme ergießt. Sie fließt aus dem Verlangen der wahrhaft Religiösen, Lehre und Leben in Einklang zu bringen. Es ist kein Zufall, daß während des Kriegs gerade die Quäker an erster Stelle unter den Kriegsdienstverweigerern standen. Sie sind auch jetzt die Führer und Mahner,

die die anderen Kirchengemeinden nach sich ziehen. Die amerikanischen Kirchen sind zu einem Verständnis dafür erwacht, daß Christentum

156

und Friedenswille unlösbar miteinander verknüpft sind und daß die Kirche durch die Kompromisse, die ihre Vertreter während des Krieges eingingen, unendlich viel Boden verloren hat. Heut ist der Verband der evangelischen Kirchen unter den eifrigsten Förderern aller internationalen Versöhnungsarbeit, und er hat die großen religiösen Vereine, wie den Verein Christlicher Junger Männer und die kirchlichen Frauenvereine, mit sich gezogen.

Von dieser religiösen Inspiration sind auch die Friedensgesellschaften in starkem Maße erfüllt. Aber hart daneben wohnt eben auch wieder eine ganz rationale Erwägung. Der Durchschnittsamerikaner hat für eine tiefere Begründung von Kriegen, wie sie für manche Kreise in den alten Ländern überzeugungskräftig ist, gar kein Verständnis. Der Begriff des wachsenden Volkes, des Expansionsstrebens fehlt ihm bei der Weite und verhältnismäßig geringen Bevölkerung des eigenen Landes. Und kann er ihn fassen, so erscheint ihm die Auswanderung dafür als das gegebene Ventil. Sind doch seine Väter auch irgendwann einmal ausgewandert, und er hat die neue Heimat lieben gelernt und kann die aus innerer nationaler Gebundenheit entstehenden Hemmungen nicht nachfühlen.

Dazu kommt aber noch ein anderes. Bei aller Vaterlandsliebe – und diese ist im Amerikaner sehr stark entwickelt – kann er doch die nationalen Gegensätze,

157

die in Europa sich in jahrhundertelanger Geschichte entwickelt haben, nicht begreifen. Sein eigenes Volk mit all seinem lebendigen Gemeinsinn ist doch schließlich aus Angehörigen und Abkömmlingen all der Nationen zusammengesetzt, die sich in Europa bekämpfen. Dicht nebeneinander leben in den Vereinigten Staaten friedlich Engländer und Iren, Franzosen und Deutsche, Skandinavier, Griechen und Russen; sogar Weiße und Gelbe und Schwarze und Rote, obwohl die Behandlung der anderen Rassen ein dunkles Kapitel ist. Vielleicht wird es ihm deshalb so schwer, die europäischen Konflikte zu verstehen. Nachdem es in Amerika gelungen ist, all diese Nationen im „Schmelztiegel“ zu einer Einheit zusammenzufassen, empfindet er den europäischen Konflikten gegenüber hauptsächlich Ungeduld, Ärgernis. Für die eigene Expansionsluft hat man zudem im letzten Jahrzehnt das Mittel der ökonomischen Durchdringung und Beherrschung von Mittel- und Südamerika gefunden, das dem Namen nach nicht als Gewaltpolitik in Erscheinung tritt. So wird für viele Amerikaner die Frage eines Weltfriedens, einer Völkerverständigung zu einer Angelegenheit des Willens, der Technik. In dem Sinne müssen auch die Ideen Wilsons als durchaus aufrichtig gewertet werden. Sie sind eben ein Gemisch von dem religiösen Geist der Pioniere und ihrer praktischen Gesinnung; von ihrem Glauben, die Welt durch Ideen zu gestalten, das „verheißene

158

Land“ schon hier und jetzt zu finden; das Leben innerhalb der Welt am göttlichen Willen rational zu orientieren.

Nun kommt zu alledem noch die Enttäuschung an dem Ergebnis des Weltkrieges den Friedensgesellschaften zugute. Das amerikanische Volk hat das Gefühl, betrogen worden zu sein. Es glaubt nicht mehr, daß Amerika in den Krieg ging, um den Kriegen schlechthin ein Ende

zu machen. Es hat begriffen, daß gewichtige materielle Interessen für den Eintritt in den Krieg wirkten; daß Kriege überhaupt in heutiger Zeit um Rohstoffe oder um Absatzgebiete ausgefochten werden; und es hat noch mehr begriffen, nämlich, daß Kriege mehr kosten für Sieger und Besiegte, als sie auch nur einem der Beteiligten einbringen können. Besonders die Frauen sind durch solche Erkenntnisse in großen Scharen zu Pazifisten geworden. Sie sagen, Petroleum und nicht Patriotismus ist die treibende Kraft für den Kriegsgeist. Es ist nicht der angeborene Instinkt einer Kulturform gegen die andere, sondern eine Angelegenheit von Petroleum, Stahl und Kohle. Und da die Frauen sich wenig für Stahl und Kohle interessieren – und für Petroleum auch nur, soweit sie es für ihr Automobil benötigen – hat die Idee des Krieges nichts Begeisterndes, nichts Glorreiches. Mit zäher Energie versuchen sie, diese Überzeugung der Bevölkerung einzuhämmern. Sie wollen die Jugend so erziehen, daß sie sich nicht von

159

Worten einfangen läßt. „Für sein Vaterland sterben“, „alles einsetzen“, „das Opfer des Lebens bringen“. – Wollt ihr euch für Petroleum ganz einsetzen, oder das Leben für Kohle und Stahl zum Opfer bringen? - - so fragen sie.

Wohl nirgends findet die Friedensbewegung ein solches Maß öffentlicher Erörterung wie in den Vereinigten Staaten. Das liegt teils daran, daß in Amerika überhaupt mehr öffentlich geredet, geschrieben, Propaganda gemacht wird als anderswo. Aber zum Teil auch daran, daß weite Kreise der Nation sich ihrer Rolle schämen, sich der Tatsache schämen, daß sie als Nation, den Krieg, aber nicht den Frieden entschieden haben. Es ist dieses moralische Verantwortungsbewußtsein, das die Friedensbewegung so anwachsen läßt; das den Eintritt in den Völkerbund und die Beteiligung am internationalen Gerichtshof zu den meisterörterten Gegenständen macht.

Bezeichnend für dieses Interesse ist es, daß ein Bürger – von Beruf Verleger – kürzlich einen Preis von 50000Dollar für die beste Arbeit aussetzte, die einen praktischen Plan zur Beteiligung Amerikas an der Herbeiführung und Bewahrung des Weltfriedens enthalten würde. Noch bezeichnender, daß 22 165 Arbeiten eingingen, teils von Personen aller Lebenskreise, teils von Universitäten und Vereinen als Ergebnis gemeinsamer Stellungnahme. Und schließlich, daß, nachdem der Preis dem Plan Nr. 1469 (des

160

Dr. Levermore) zuerteilt wurde, die gesamte Bevölkerung der Vereinigten Staaten aufgefordert wurde, durch Stimmabgabe ihre Billigung oder Mißbilligung des Plans auszudrücken, und daß viele Millionen Menschen sich an dieser schriftlichen Abstimmung beteiligten. Es ist nicht zu viel gesagt, daß eine solche in die Breite gehende Erörterung dieser Ideen und Aufgaben in keinem anderen Lande der Welt möglich ist.

Das alles bedeutet nicht, daß in den Vereinigten Staaten die Stimmung zugunsten Deutschlands umgeschlagen ist. Es ist noch immer schwer, für die Sache Deutschlands auch nur Gehör zu finden, und je weiter man nach Westen gelangt, je mehr Tausende von Meilen die Menschen von Europa trennen, desto stärker sind noch die Vorurteile, desto langsamer das Abreagieren von der Hetze und Verlogenheit der Kriegspropaganda.

Es wird langer, mühsamer Arbeit bedürfen, um dem amerikanischen Volk die Wahrheit nahezubringen, daß die Masse des deutschen Volks heut wie ehemals nur danach trachtet, in Frieden schaffen zu können. Soll aber eine Annäherung zwischen den beiden Nationen herbeigeführt werden, die so vieles in Blut, Temperament und in praktischem Können und idealem Wollen verbindet, so wird Deutschlands beste Stütze bei den amerikanischen Friedensfreunden zu finden sein.

16. Das Rassenproblem

161

16. Das Rassenproblem

Wenn man in Amerika von dem Rassenproblem spricht, denkt man dabei nicht etwa – wie deutschvölkische Kreise das zu tun gewohnt sind – an den Unterschied zwischen Ariern und Semiten. Der Antisemitismus ist in Amerika nie zu wirklicher Blüte gelangt. Was davon vorhanden, beschränkt sich fast ausschließlich auf das gesellige Leben. Das soziale, politische, wirtschaftliche Gebiet wird davon wenig berührt. Das Rassenproblem in Amerika ist vielmehr der Fragenkomplex, der es mit der schwarzen, roten und gelben Bevölkerung zu tun hat. Es besteht in der Erwägung, ob die Assimilierung dieser fremden Rassen – biologisch und kulturell – möglich, ob sie überhaupt erwünscht sei oder verhindert werden sollte.

Das Rassenproblem ist der wunde Punkt am Körper des amerikanischen Volkslebens. Nicht nur, weil hier ungelöste und vielleicht unlösbare Aufgaben ruhen, sondern vor allem, weil hier auch die Sünden der Vergangenheit – und auch manches Unrecht und manche Ungerechtigkeit der Gegenwart – zum Himmel schreien. Weil alle Worte von Freiheit, von Gleichberechtigung, von Demokratie, alle die idealistischen Gesichtspunkte der amerikanischen Verfassung, die großen und schönen Worte edler Führer, am Los der Farbigen gemessen, nicht bestehen können.

162

Das bedeutet natürlich nicht, daß alle diese Worte als Heuchelei zu werten sind. Man braucht nur an die Persönlichkeit Lincolns zu erinnern, um zu beleuchten, wieviel ehrlicher Wille auch vorhanden war. Man trifft allerorten dieses aufrichtige Bemühen, gutzumachen, was mangelnde Einsicht in der Vergangenheit verschuldet hat. Und schließlich, die Amerikaner teilen nur mit allen europäischen Nationen die Gewohnheit, die eigenen Eigentümlichkeiten im Vergleich mit denen anderer Stämme und Rassen als Überlegenheiten zu buchen.

Dem Europäer und besonders dem Deutschen, der weniger als Franzosen und Engländer gewohnt ist, mit Farbigen zusammenzutreffen, tritt bald nach der Ankunft in den Vereinigten Staaten das Problem entgegen. Schon in Neuyork, in Philadelphia, in Washington fallen die zahlreichen Neger – eben als erheblicher Bevölkerungsbestandteil – auf. Aber erst wenn man den Kontinent durchquert, wenn man in den Gebirgsstaaten auf die Indianer-Reservierungen stößt, wenn man in Kalifornien den Kampf zwischen Weißen und Asiaten beobachtet, kann man das Komplex der Aufgabe erkennen.

Alle Vorurteile gegen fremde Rassen beruhen auf dem Glauben an deren Inferiorität. Dabei bleibt es eine offene Frage, wie weit solche Inferiorität der Anlage, der Möglichkeiten tatsächlich vorhanden ist; ob etwa Mangel an technischer Begabung auch

163

Mangel an geistiger und künstlerischer Begabung in sich schließt.

Wie dem aber auch sei: in Amerika ist die Politik lange Zeit von dem Streben beeinflusst gewesen (und auch heute noch hat das vorwiegend Geltung), die Unterschiede der Rassen aufrechtzuerhalten, nicht nur eine biologische, sondern auch eine kulturelle Assimilierung zu verhindern. Während alles geschieht, um die europäischen Einwanderer zu „amerikanisieren“, der eingewurzelten Bevölkerung gleichzumachen, ihre Besonderheiten zu überwinden, werden die Eigentümlichkeiten der Farbigen auf jede mögliche Weise unterstrichen und bewahrt.

Dieses Streben ist aber keineswegs, wie die klassenbewußten Europäer vielleicht annehmen könnten, nur in den oberen Gesellschaftsschichten verbreitet. Vielmehr geht der Kampf gegen die Farbigen in besonderem Maße von der Arbeiterschaft aus, die im Neger oder Asiaten den unterbietenden Konkurrenten sehen.

Das führt zu einer Erklärung des Rassenkampfes, die leichter zu begründen und unfehlbarer zu beweisen ist als alle Überlegenheiten und Minderwertigkeiten der Anlage. Die Vorurteile der weißen Mehrheit gegenüber der farbigen Minderheit der Bewohner Amerikas sind auf das engste verknüpft mit der Furcht vor einer Einbuße an materiellen Vorteilen. Es sind wirtschaftliche Gesichtspunkte, die für die

164

verschiedenartige Behandlung der Neger in den Nord- und Südstaaten verantwortlich sind.

Zunächst ist es viel zu wenig bekannt, daß der Prozentsatz der Negerbevölkerung ständig zurückgeht. Von 15,7 % der Gesamtbevölkerung im Jahre 1890 ist er auf 9,9 % im Jahre 1920 gesunken, und das nicht nur durch die Tatsache, daß die Einwanderung den Bestandteil der weißen Bevölkerung vermehrt. Vielmehr hat im Süden die Geburtenrate unter der weißen Bevölkerung stärker zugenommen. Auch schiebt die Besserung der wirtschaftlichen Lage der Neger beständig ihrer Vermehrung einen Riegel vor.

Der kulturelle und wirtschaftliche Aufstieg der Neger geht vor allem in den Nordstaaten vor sich, und dorthin hat sich in den letzten Jahren eine starke Zuwanderung ergossen. Während des Krieges brauchte man industrielle Arbeitskräfte; man zog sie heran, und sie sind nun durchaus nicht geneigt, das Gebiet des geringeren Drucks zu verlassen. In zwölf nördlichen Städten hat man diese kürzliche Zuwanderung an Negern auf eine Viertelmillion geschätzt.

Im Süden sind die Neger trotz der Sklavenbefreiung niedergehalten worden. Sie wohnen in abgeschlossenen Vierteln. Die Gerichtsbarkeit wird ausschließlich von weißen ausgeübt, und politische Rechte sind ihnen vorenthalten. In Kirchen und Schulen ist die weiße Bevölkerung von der schwarzen getrennt. Theater und öffentliche Bibliotheken sind

165

ihnen verschlossen. Aber in etwa der Hälfte der Südstaaten ist der Schulbesuch obligatorisch,

und überall sind in engerem oder weiterem Umfang Bildungsstätten für sie vorhanden. Im Norden, von dem die Emanzipationsbewegung ausging, kann man mehr Beziehungen zwischen den Rassen beobachten. Man sieht Negerkinder mit weißen in der gleichen Schule, im College. Der Zugang zu höheren Berufen ist nicht durchweg versperrt. Neger sind Geschäftsinhaber, Industrielle, Schriftsteller, Gelehrte. Sie nehmen am politischen Leben als Vollbürger teil. Man trifft sie in Versammlungen. Sie erwerben Grundbesitz und Häuser. Ihre Wohnungen sind nicht auf einzelne Stadtteile beschränkt, obwohl eine Gegend, die sich mit Negern füllt, von Weißen oft verlassen wird. Die Sklavenbefreiung hat sicherlich dem Neger keine paradiesischen Zustände gebracht. Aber immerhin hat sich in etwa 50 Jahren die Zahl der Neger, die ein eigenes Heim besitzen, von 120 000 auf 600 000 vermehrt, und die Zahl der selbständigen Landwirte von 20 000 auf 1 000 000. Die Zahl der Schreibkundigen ist von 10 auf 80 % in der Zeit gestiegen.

Das alles bedeutet keineswegs, daß keinerlei Gegensätze vorhanden sind. Diese sind durch den wachsenden Wettbewerb, durch das Eindringen der schwarzen Bevölkerung in immer neue Arbeitsgebiete in den Nordstaaten vielmehr fühlbarer geworden. Eine

166

erhebliche Zahl amerikanischer Gewerkschaften nehmen Neger nicht auf. Die Folge davon ist, daß sie von den Unternehmern als Streikbrecher benutzt werden. Dadurch werden die Beziehungen zwischen der unteren Schicht der Weißen und den Negern nicht besser.

Wenn man die Nachteile hervorhebt, mit denen die Neger zu kämpfen haben, gebietet die Gerechtigkeit, zu erwähnen, daß der Wunsch nach Ausgleich der Lebensmöglichkeiten für die Schwarzen bei einzelnen Gruppen der weißen Bevölkerung vorhanden ist. Von ihnen werden gesetzliche und traditionelle Ungerechtigkeiten und Unterscheidungen bekämpft. Auch wird den kirchlichen Veranstaltungen und den Bildungsstätten der Schwarzen finanzielle Hilfe aus diesen Kreisen gewährt. In Organisationen wie den christlichen Männervereinen sind die wirtschaftlichen, geselligen und religiösen Einrichtungen, die allen Rassen offenstehen, sehr zahlreich. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß Sekten wie die Quäker selbstverständlich keine Unterscheidungen zwischen den Rassen zulassen.

Trotz der Benachteiligung, die im allgemeinen die Neger zu erleiden haben, findet so etwas wie eine biologische Assimilierung – wenn auch in langsamen Tempo – statt, obwohl in einer nicht unbedeutenden Zahl von Staaten die Eheschließung zwischen Weißen und Schwarzen verboten ist. Gerade in Amerika tritt deutlich in die Erscheinung, daß Rassenvorurteile, solange sie nur einseitig vorhanden sind, eine kulturelle

167

und biologische Assimilierung nicht verhindern, sogar befördern. Wo eine Rasse eine untergeordnete Stellung aufgezwungen wird, führt das naturgemäß dazu, daß sie von sich aus die Unterschiede zu verwischen strebt. Die stetig wachsende Mulattenbevölkerung ist das Ergebnis eines einseitigen Rassenvorurteils. Zwar hat die herrschende Rasse im Süden durch Gesetz und Sitte die Geschlechtsbeziehungen zwischen weißen Frauen und farbigen Männern verdammt. Aber keine entsprechenden Gefühle verurteilen die Beziehung des weißen Mannes zu der Negerin. Der weiße Mann wird zum Verbindungsglied zwischen den Rassen. Die Neger haben weder die Macht noch immer den Willen, sich gegen diese Entwicklung zu sträuben, und

die Zahl der unehelichen Mulattenkinder von schwarzen Müttern ist sehr groß. Sie ist am größten, wo der Druck auf die Schwarzen am stärksten ist. Der Anteil der Mulatten an der Gesamtbevölkerung nimmt in unendlich viel höherem Maße zu als der Anteil sowohl der weißen als der schwarzen Bevölkerung. Die Neger werden langsam „heller“, gerade als Ergebnis jener ökonomischen und sozialen Unterdrückungspolitik, die dem weißen Mann Herrenrechte einräumt.

Obwohl man im Süden immer wieder der Ansicht begegnet, daß eine Besserstellung der Neger eine Rassenmischung auf höherer Grundlage, nämlich durch Heirat, befördern würde, können Beweise dafür nicht erbracht werden. Vielmehr hat eine Nachforschung in

168

Neuyork ergeben, daß von allen Eheschließungen von Negern während der Jahre 1908 - 1912 nicht einmal ein Prozent Mischehen waren. Das hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß der „gehobene“ Neger sich durch die Rassenvorurteile stärker verletzt fühlt und sie seinerseits erwidert; daß dadurch den Mischehen ein weiteres Hemmnis entgegengesetzt wird.

Dieses Rassenvorurteil ist auf der Seite der Neger im Wachsen. Es vermehrt sich proportional dem ihnen gegebenen Anteil an westlicher Bildung und Kultur. Je mehr sie sich davon aneignen, desto stärker weisen sie den Gedanken der Minderwertigkeit der eigenen Rasse ab, desto stärker wird ihr Selbstbewußtsein, wenigstens in einzelnen Gruppen.

Die Sklaverei hatte den Negern alles geraubt, worauf eine eigene Kultur und ein Rassenstolz sich hätte gründen lassen. Wollten sie sich entwickeln, so konnte das nur geschehen, indem sie sich die Zivilisation der Weißen zu eigen machten. Sie lernten deren Sprache und nahmen ihre Religion an. Sie erhielten einen Anteil am Himmel des weißen Mannes, nicht an seiner Erde. Die Religion blieb für den Neger lange Zeit das einzige Ventil, durch das er seine Wesen zum Ausdruck bringen konnte, und heut wie ehemals betet der schwarze Süden zu dem Gott der weißen, daß er sie von der Bedrückung durch die Weißen befreien möge. Sie erhielten Zugang zu westlicher Bildung, sie ergriffen die gleichen Berufe wie die

169

Weißen. Die Neger sind daher heut tatsächlich in allem, was Kultur betrifft, nicht Neger, sondern Abendländer – wie Weiße, die künstlich zurückgehalten worden sind. Amerika hat ihnen die Möglichkeit genommen, sich als Afrikaner zu entwickeln, und ihnen nicht das Recht gegeben, sich wie die Weißen zu entwickeln.

Das mußte schließlich einige mutige und unerschrockene Geister unter ihnen zu der Folgerung führen, daß es für ihre Rasse nur eine Hoffnung gibt, nämlich den Auszug aus dem Kulturgebiet und dem Weltteil der weißen Rasse. Der Krieg hat diese Bewegung schließlich in das Rollen gebracht. Die Neger haben kämpfen gelernt, und sie haben begriffen, daß man sich den Feind auch selbst wählen kann. Heut träumen manche in Ekstase von einer neuen Religion, von Ruhm und Ehre der schwarzen Rasse, von einem neuen Negerreich. Ein neues Selbstbewußtsein der Rasse ist im Entstehen. Eine „Allgemeine Vereinigung zu Verbesserung der Lage der Neger“ und eine „Afrikanische Gemeinde-Liga“ ist daraus hervorgegangen. Sie geben an, eine Million Mitglieder in den Vereinigten Staaten, Westindien, Südamerika und Südafrika zu haben, und streben als Endziel die Errichtung eines Negerreiches in Afrika an. Eine „Black Star Line“ mit

einem Kapital von zehn Millionen Dollar, eine Neger-Fabrik-Vereinigung mit einem Kapital von zwei Millionen Dollar ist ihr angegliedert. Ein erster internationaler Neger-Kongreß hat im Jahre

170

1920 in Neuyork stattgefunden, bei dem eine Unabhängigkeitserklärung beschlossen und eine nationale Fahne und eine Nationalhymne eingeführt wurde und bei der die Leiter der Bewegung für die verschiedenen Erdteile bestimmt wurden.

Dieser Versuch, eine kulturelle Beziehung zu dem biologischen Ursprungserdteil neu herzustellen, die vor Jahrhunderten zerstört wurde, dürfte auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Denn es ist unendlich viel leichter für die Neger, sich die amerikanische Kultur anzueignen, als eine spezifische eigene Kultur zu schaffen.

Aber daß die Neger im Innersten aufgewühlt und zu einem eigenen Wollen erwacht sind, geht aus einer Schrift hervor, die der neuen Bewegung Ausdruck gibt und die den Namen führt: „Allgemeiner Neger-Katechismus“, herausgegeben im Auftrag des Vorstands der „Allgemeinen Vereinigung zur Verbesserung der Lage der Neger“. Man kann darin unter anderem folgende Sätze finden:

Frage: Hat Gott eine Gruppe oder Rasse von Menschen den anderen übergeordnet?

Antw.: Nein, Er hat alle Rassen gleich geschaffen, eines Blutes, um die Erdteile zu bevölkern.

Frage: Welche Farbe trägt Gott?

Antw.: Ein Geist hat weder Farbe noch andere Eigenschaften.

Frage: Wie würdest du Gott beschreiben, wenn du ihn dir in irgendeiner Farbe vorstellen würdest?

171

Antw.: Als schwarz; denn wir sind als ein Ebenbild geschaffen.

Frage: Was lehrt Christus als wesentlichsten Grundsatz der Religion?

Antw.: Die Brüderlichkeit aller Menschen als Ergebnis der Gotteskindschaft aller.

So wird das Problem der Neger mit ihrer wachsenden Emanzipation nicht leichter lösbar, sondern mehr und mehr über alle Maßen schwierig und komplex. Auch auf Amerika ist anzuwenden, was Dean Inge kürzlich über die Stellung der Europäer zu anderen Rassen gesagt hat:

„Die wesentliche Gefahr für den weißen Mann entsteht aus seiner anmaßenden Verachtung der anderen Rassen, einer Verachtung, die oft mit Furcht und Haß gemischt ist und die auf der Gegenseite gleichfalls Haß und Furcht hervorruft. Bisher haben die Europäer sich großer Vorteile ihren Rivalen gegenüber erfreut, die sie schonungslos ausgenutzt haben. In der Zukunft werden sie diese Vorteile nicht mehr haben: sie werden mit Nationen, die durch Unglück geschult und

durch einen harten Daseinskampf gesiebt worden sind, zu gleichen Bedingungen in den Wettbewerb treten müssen.“ Die Zeit der Vorrechte geht langsam zu Ende.

. . .

Die Neger bieten dem Amerikaner noch unlösbare Aufgaben. Mit den Indianern ist er dagegen im

172

wirklichen Sinne des Wortes „fertig“ geworden. Die Zahl der Indianer verminderte sich in der Zeit von 1910 – 1920 allein um 8,6 Prozent. Furcht vor ihnen und Haß gegen sie sind verschwunden, seit sie als militärische Gegner nicht mehr in Betracht kommen. Das bedeutet aber nicht, daß auch die ökonomische Bedrückung geendet hat. Vielmehr hat man die Indianer auf „Reservationen“ zusammengedrängt, die fast alle in dürftiger, unfruchtbarer Gegend liegen. In jenen Hochgebirgsstaaten, Arizona, Neu-Mexiko, im Bereich des Felsengebirges, in denen nur auf kleinen Flächen, oasengleich, in starrer Einsamkeit menschliche Siedlungen möglich sind, dem Boden Nahrung abgewonnen werden kann. Immer weiter hat der Zug des europäischen Einwanderers, des nach Westen vorrückenden Amerikaners die Indianer gescheucht, immer über die Grenze des unbebauten Landes hinaus, bis sie zum Schluß in fast unbebaubaren Gegenden Ruhe fanden, ein Niederlassungsrecht erhielten.

Einst war der Indianer ein Feind. Er stellt sich der wirtschaftlichen Expansion der „Amerikaner“ entgegen, und zwar als militärische Macht. Schlecht ausgerüstet, mit geringem technischen Können und doch als Kämpfer gefährlich, listig, ausdauernd, mutig, zäh – – so blieb er lange gefürchtet. Eine gewisse Romantik umgibt ihn noch aus jener Zeit. Die Literatur hat diese kriegerischen Tugenden verherrlicht und

173

verewigt. Aber im praktischen Leben ist das Los der Indianer dadurch nicht leichter geworden. Immerhin ist der Indianer in den Vereinigten Staaten nie – wie der Neger – versklavt worden. Teils ausgerottet, teils durch die Not zu freiwilliger Unfruchtbarkeit verurteilt, grenzenlos dezimiert, haben die Überlebenden ihre eigene Art doch bewahrt, und erst in neuerer Zeit haben kulturelle Assimilierungsversuche eingesetzt. Die geographische Absonderung hat sie vor der sozialen Bedrückung bewahrt. Sie sind nicht wie die Neger, die man im Osten der Staaten an ihre Stelle gesetzt hat, zu abhängigen, untergeordneten, unfreien Arbeitskräften gemacht worden. Sie leben in ihren Pueblos, in diesen großen, aus vielen Stockwerken bestehenden Lehmgebäuden, in die man nur vom obersten Stockwerk aus mit Hilfe von Leitern hineingelangen kann, die in alten Zeiten aus Verteidigungsgründen so gebaut wurden, oder in kleinen runden Lehmhütten. Sie betreiben ihre Handwerke wie in alter Zeit. Die Decken, die ihnen als Mäntel dienen, in bunten Farben und eindrucksvollen Mustern gewebt, werden heute in den meisten Haushaltungen des Westens als Teppiche oder Wandschmuck verwendet. Silberarbeiten mit Türkisen verziert, feine Korbflechtereien, Töpferei, das alles ist Indianer-Industrie. Sie haben innerhalb ihrer Siedlungen ihre eigenen gerichtlichen und religiösen Zeremonien, sie feiern wie von alters her ihre Feste mit

174

wilden Tänzen, und weil sie das Ursprüngliche, das Eigene bewahrt haben, sind sie für die „Amerikaner“ zu einem Gegenstand des Interesses geworden.

Die Zurückdrängung der Indianer ist stets damit begründet worden, daß ein sich bevölkernder Erdteil eine von Jagd lebende Gruppe nicht ertragen und ernähren kann; daß die Beschränkung der Indianer auf die Reservationsgebiete sie zwingen sollte, zum Ackerbau überzugehen und auf geringerer Fläche ihre Nahrung zu erzeugen. Das hat schließlich auch Erfolg gehabt. Aber mit dieser geographischen Beschränkung auf abgegrenzte Gebiete ist dann ein anderes einhergegangen. In der Theorie werden die Indianer-Territorien wie unterworfenen Staaten angesehen. Einige der Stämme erhalten noch von der Regierung jährliche Deputate an Nahrung, Kleidung, Waffen, die ursprünglich den Übergang vom Nomadentum zur Sesshaftmachung erleichtern sollten. Aber gerade diese Unterstützungen erhalten sie in einem Zustand der Abhängigkeit und weisen ihnen keinen Weg, darüber hinaus zu wachsen. Die Indianer sind fast vollkommen isoliert. An dem sozialen, wirtschaftlichen, politischen Leben der Nachbargemeinden der Weißen nehmen sie in keiner Weise teil. In einigen Staaten ist dieses System der Absonderung noch durch Gesetze verschärft worden, die eine Verheiratung von Weißen mit Indianern verbieten, obwohl im allgemeinen die Mischehen zwischen Indianern und Weißen nicht

175

annähernd so leidenschaftlich verurteilt werden wie die zwischen Weißen und Negern. Trotzdem ist die Zahl der Eheschließungen sicherlich nicht sehr groß. Statistiken sind darüber nicht vorhanden; aber man nimmt an, daß die sehr starke Blutmischung, die tatsächlich stattgefunden hat, mehr auf außereheliche Verbindungen – in derselben Art wie bei den Negern – zurückzuführen ist. Eine Feststellung von 1910 gibt an, daß nur 56,5 % der Indianer rasserein, 35,2 % gemischten Blutes sind, während 8,4% nicht klassifiziert werden konnten.

Die Indianer haben das Rassenvorurteil, das ihnen von den Weißen entgegengebracht wird, erwidert; ihnen fehlt der Inferioritätskomplex, der den Neger nach kultureller Assimilierung streben ließ. Das System der Absonderung in Reservationen, das sie wirtschaftlich verarmen ließ, hat sich jedenfalls für ihre kulturelle Autonomie als günstig erwiesen. Die Indianer sind nicht nur zurückgebliebene Amerikaner, sondern ein Stamm, der seine eigenen Errungenschaften trotz aller widrigen Schicksale bewahrt hat. Ihre Niederlassungen sind in jeder Beziehung, deutlich erkennbar, indianische Gemeinschaften. Was von geistigem Erbe vorhanden ist, wird von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben. Sie sind unabhängiger von der kulturellen Amerikanisierung als die Neger; sie sind ihr weniger zugänglich.

Allerdings mußte naturgemäß in einer staatlichen Gemeinschaft, in der wie in den Vereinigten Staaten

176

religiöse und humanitäre Bestrebungen überzeugte und leidenschaftliche Vertreter haben, die wirtschaftliche Bedrückung der Indianer und ihre der amerikanischen Zivilisation fern gehaltene Rasse auch ihre Freunde finden. Regierung und Kirche sind wachgerufen worden, um an den Indianern Gerechtigkeit zu üben. Das bedeutet unter amerikanischem Gesichtswinkel zunächst

die wirtschaftliche, geistige und sittliche Angleichung der Indianer an die übrigen Bevölkerung. Eine biologische Assimilierung ist selbstverständlich nicht beabsichtigt.

Die kulturelle Entwicklung – wenn man das bei einem Stamm mit eigengesetzlichen Lebensformen so nennen kann – ist zuerst von der katholischen und evangelischen Kirche in die Hand genommen worden. Die Missionen setzten ursprünglich im Süden, im Gebiet des heutigen Mexiko, ein, wo die spanischen Einwanderer von vornherein eine andere Politik den eingeborenen Indianern gegenüber verfolgten. Dort wurden die Indianer zu hörigen oder versklavten Arbeitskräften der Spanier gemacht, und dieses enge Nebeneinander mag eine stärkere Blutvermischung und Assimilierung herbeigeführt haben. Der „Mexikaner“ ist jedenfalls das Ergebnis dieser Vergangenheit. Von dort zogen die Missionare nordwärts, brachten den Indianern neben der Kirche auch gewisse wirtschaftliche und geistige Förderung. Mit seinem Verständnis für die Möglichkeit der Einwirkung

177

verzichteten sie dabei oft darauf, zu zerstören, was vorhanden war. Sie fanden sich damit ab, zu ergänzen, auch Kompromisse zu machen. In manch einem Indianerdorf sieht man die Kirche, die Mission, in der Nachbarschaft der Stätten heidnischer Zeremonien, die von der Bevölkerung abwechselnd benutzt werden.

Trotz der guten Absichten, mit denen jetzt von Regierungsseite die Angleichung an amerikanische Zivilisation unter den Indianern betrieben wird, kann man sich einer gewissen Skepsis nicht erwehren. Unbestreitbar wird jetzt ernsthaft versucht, die Indianer zu wirtschaftlicher Selbständigkeit zurückzuführen. Die Deputate werden deshalb mehr und mehr nur noch für die Alten und Hilfsbedürftigen gegeben. Ferner hat die Regierung Schulen eingerichtet – Internate, in denen die Indianerkinder als „Mündel des Staates“ erzogen werden. Viele Amerikaner sind auf diese Maßnahme sehr stolz; andere aber sind sich doch über die Grausamkeit eines Systems klar, das den Eltern die Rechte an den Kindern für viele Jahre nimmt, den Kindern Dinge beibringt, die in ihre Welt nicht hineinpassen, und in ihnen all die Eigenschaften unterdrückt, die das besondere Wesen ihres Stammes ausmachen. Es wird behauptet, daß man in einigen Städten des Westens Gruppen von indianischen Schulknaben in blauen Uniformen und Mädchen mit Schürzen und langen Zöpfen in militärischer Ordnung durch die Straßen ziehen sehen kann,

178

wobei man sich naturgemäß die Frage vorlegen muß, wie lange die so erzogenen Indianerkinder bereit sein werden, auf die Reservationen zurückzukehren; oder ob sie nicht eines Tages den Kampf mit den Weißen auf neuer Grundlage, auf dem Gebiet wirtschaftlichen Wettbewerbs aufnehmen werden. Einige Indianer sollen bereits auf amerikanischen Universitäten studiert haben. Jedoch im ganzen sind die Bestrebungen der kulturellen Anpassung bei den Indianern nicht sehr erfolgreich. Sie haben eben die Wahl zwischen ihrer eigenen Kultur und der Kultur der Weißen, und die Erbitterung gegen die Herren des Landes ist nicht verschwunden. Sie hat vielmehr seit der Jahrhundertwende erneut Ausdruck in einer religiösen Bewegung gefunden, die sich auf eine offenbarte Verheißung vollkommener Wiederherstellung der indianischen Herrschaft gründet. Wenn auch solche Hoffnungen zu allen Zeiten und in allen Erdteilen

verbreitet gewesen sind, so spricht es doch nicht für den Erfolg der amerikanischen Rassenpolitik, daß die Minoritäten von solchen messianischen Hoffnungen erfüllt bleiben.

Noch weniger als die Indianer sind die *Asiaten* assimiliert worden; vielleicht zum Teil weil sie bei ihrer Einwanderung eine entwickeltere Kultur mitbrachten, bessere wirtschaftliche Fähigkeiten besaßen, unabhängiger waren. Zum Teil aber wohl auch,

179

weil sie nicht nur als Rassenfremde, sondern auch als „Ausländer“ nach Amerika kamen und weil deshalb Maßnahmen gegen sie leichter getroffen werden konnten.

Die Einwanderung der Chinesen begann in einer Zeit, da Kalifornien erst in den Anfängen der Besiedlung war. Aber schon in den siebziger Jahren brach der Sturm gegen sie los. Man hat sie in vielen Fällen buchstäblich von Haus und Hof vertrieben und die schärfsten Bestimmungen gegen eine weitere Einwanderung getroffen. Es war in ihrem Fall wie in der gerade jetzt ihren Höhepunkt findenden Hetze gegen die Japaner unverhohlen der wirtschaftliche Wettbewerb, gegen den sich das „Rassenvorurteil“ vor allem wendet; ein Wettbewerb, der dem kalifornischen Arbeiter unlauter erscheint, weil der Asiate ihn unterbieten kann. Es sind denn auch besonders die Arbeiterkreise, die in dieser feindseligen Politik führen. Der Japaner ist ein vorzüglicher Landarbeiter. Er arbeitet kniend, bewegt sich rutschend fort. Er leistet bei den Salat- und Gemüsekulturen, die feldbaumäßig in Kalifornien angebaut werden, was kein Angehöriger der weißen Rasse vor sich bringen kann. Wird er Landeigentümer, so unterbietet er die Produkte der Konkurrenten. Wird er Lohnarbeiter, so arbeitet er billiger als andere. Er hat ein niedrigeres Bedürfnisniveau, wohnt in schlechteren Häusern, braucht weniger Nahrung als der Weiße.

180

Die Behandlung, die den Asiaten zuteil geworden ist, entsprach lange dem Maß an Achtung, das man ihren Regierungen beweisen mußte. Während man mit den Chinesen, die sich während der Zeit ihrer inneren Wirren nicht wehren konnten, kurzen Prozeß machte und sie durch einen „Exclusion-Act“ ausschloß, wurde mit den Japanern im Jahre 1908 ein „Gentlemen´s-Agreement“ getroffen, durch den man bestimmte Schichten, Studenten, Kaufleute und dergleichen, aber keine Arbeiter hereinließ. Genauer gesagt verpflichteten die Japaner sich, keine Pässe für Arbeiter, die nach Amerika wollten, zu geben und auch die Auswanderung der Arbeiter nach Mexiko zu beschränken, weil sonst die Gefahr bestand, daß viele sich von dort aus einschmuggeln würden. Immerhin, während die chinesische Bevölkerung in den Vereinigten Staaten sich seit 1880 um 40 % verminderte, hat die der Japaner in der Zeit von 1910 – 1920 um 53,9 % zugenommen. Dabei ist allerdings zu bemerken, daß die Zahl der japanischen Männer, die Amerika in der Zeit von 1909 – 1923 verlassen haben, die der Einwanderer um 22 000 überschritten hat, daß also eine erhebliche Verminderung stattfand. Nur die Zahl der einwandernden Frauen, die ihren Männern folgten, und die Zahl der Geburten hat zu einer Vermehrung der japanischen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten geführt, und zwar betrug der Gesamtzuwachs von 1910 – 1920 etwa 40 000.

181

Das ist der Anlaß, der im Augenblick zu der neuen gesetzlichen Beschränkung geführt hat, die ein vollkommenes Einwanderungsverbot – mit der alleinigen Ausnahme von Diplomaten und Studenten – darstellt. Man spricht dabei zur Begründung viel von der Minderwertigkeit der

fremden Rasse; von ihrer mangelnden Fähigkeit, sich amerikanischen Maßstäben anzupassen, von dem Raubbau, den die Japaner mit dem Boden treiben – den man ihnen notabene nur für ganz kurze Zeiträume verpachtet hat. Aber das alles hindert nicht, daß die Japaner als Landarbeiter und Gärtner, die Chinesen als Köche, als Fischhändler gesucht sind, daß es eine ganze Reihe von Gewerben gibt, die man den Chinesen vorwiegend überläßt, und Gegenstände, die man lieber in „Chinatown“ als sonst irgendwo erwirbt.

Die neue Bestimmung, in rigorofester Form erteilt, nicht durch einen Vertrag herbeigeführt, mußte um so aufreizender wirken, als praktisch das gleiche Ergebnis hätte erzielen werden können, ohne daß man durch diese Ausnahmegesetzgebung die Japaner als minderwertig brandmarken und zu beleidigen brauchte. Die Anwendung der für alle anderen Nationen vorgeschlagenen Einwanderungsquote von 2 % hätte die Zahl der jährlich zuzulassenden Japaner auf 250 beschränkt. Das wäre einem Ausschluß fast gleichgekommen, hätte aber die gefühlsmäßige Wirkung vermieden.

182

Die Agitation gegen die Japaner ist in den letzten zwei Jahrzehnten ganz planmäßig geführt worden. Sie ist bei Organisationen wie der American Legion, die etwa den „Völkischen“ gleichzusetzen ist, zu einem Stück Wahlprogramm gemacht worden, so wie es in den Südstaaten zur Parteipolitik gehört, die Neger zu lästern. Zuerst hat man ihnen dann den Landerwerb erschwert und verboten; die Absonderung der Kinder in besonderen Schulen herbeigeführt, und schließlich wollte man selbst den in Amerika geborenen Kindern den Erwerb von Bürgerrechten vorenthalten. Im Grunde sind alle diese gesetzlichen Kampfmittel Kaliforniens aus demselben Geist geboren, aus dem man in Georgia die Neger gelyncht hat. Im Augenblick hat es Amerika an den Abgrund schwerer politischer Konflikte mit Japan gebracht und für die ganze abendländische Welt die Gefahr einer Annäherung aller farbigen Rassen untereinander erhöht.

Wie im individuellen Leben sich jede Roheit und Grausamkeit nicht nur an dem Menschen rächt, der sie erleidet, sondern auch an dem, der sie ausübt, so kann die Bedrückung der Minoritäten fremder Rassen auch nicht ohne Rückwirkung auf die amerikanische Bevölkerung bleiben. Viel von der Indolenz der herrschenden Oberschicht im Süden, ihrem geringen Beitrag zu Kunst und Wissenschaft und bedeutenden Leistungen jeder Art wird darauf zurückgeführt, daß die Beseitigung der Sklaverei nicht zugleich die oberen Klassen

183

von einer Weltanschauung befreit hat, nach der es Herrenrecht ist, von der Arbeit anderer zu leben. Es gibt Leute, die es sich als Verdienst und Leistung anrechnen, daß sie innerhalb einer weißen Haut durch das Leben gehen. Die Verachtung fremder Rassen wirkt eben irgendwie auch auf die ganze geistig-seelische Verfassung derer zurück, die auf die anderen herabsehen.

Aber die einseitigen Rassenvorurteile, die zur sozialen Niederhaltung und kulturellen Bedrückung von Minoritäten führen, bringen auch das ganz erstaunliche Ergebnis hervor, daß sie die biologischen Assimilierung befördern. Solange eine Gruppe sich von der Theorie ihrer Minderwertigkeit überzeugen läßt, wird sie nach Anpassung an die Maßstäbe der anderen, nach Assimilierung streben. Die Angehörigen einer unterdrückten Rasse, jedenfalls ihrer Frauen, haben keine äußere und innere Freiheit, um sich zu wehren, wenn die Männer der herrschenden

Rasse sich Herrenrechte anmaßen. Das Rassenproblem in den Vereinigten Staaten beweist, daß ein Maximum an Unterdrückung mit einem Maximum an Rassenvermischung einhergeht. Beide sind miteinander verbunden. Vielleicht wird diese Tatsache – wenn sie erst allgemein begriffen wird – einmal dazu führen, der kulturellen Assimilierung die Wege zu ebnen. Je gehobener und je angeglicher die Kultur einer fremden Rasse, desto größer wird ihr Selbstbewußtsein,

184

desto ausgesprochener ihr eigenes Rassegefühl, ihr eigenes Vorurteil, das als Hemmschuh, nicht als Beförderung der Blutsvermischung wirkt.

17. Die große Schlucht des Colorado

17. Die große Schlucht des Colorado

Einen Tag ist der Zug, der vom Stillen Ozean seinen Ausgangspunkt nimmt, in die Höhe gestiegen, zuerst durch die goldenen Citruswälder, in denen Orangen und Zitronen und Grapefruchtbäume von der Last der Früchte ihre Zweige zu Boden beugen. Dann höher hinauf durch Wüstenregionen, in denen der Kaktus seine Glieder zum Himmel streckt, Baumstämmen gleich, denen die Blätter fehlen; durch Gegenden, in denen nur die Juccapalme ihre schlanke Blütenstauden weit über Menschenhöhe hinaus treibt. Der mit Alkalisalzen bedeckte Boden strömt glühende Hitze aus. Das Blau des Himmels wird immer tiefer, immer dunkler, bis die Schatten der Nacht fallen.

Am Morgen strömt Luft in den Wagen hinein, die fast zu dünn zu ruhigem Atmen ist. Ohne das würde die glatte Hochebene, die der Zug durchschneidet, mit ihrem dichten, hohen Nadelwald darüber täuschen, daß sie in einer Höhe von 2500 Meter liegt.

Eine kurze Wendung des Zugs, eine kleine Lichtung: der Atem, der so schnell ging, scheint auszusetzen, innezuhalten. – Die Sinne vergehen. Was

185

vor uns liegt, kann nur mit dem Gefühl begriffen werden. Es ist das Wunder aller Wunder. Es ist der große Cañon des Colorado.

Farben flammen auf. Die Unendlichkeit scheint sich zu öffnen. Jahrmillionen liegen in der Tiefe.

Was sagen da Worte? Was bedeuten Zahlen? Man müßte mit der Sprache von Titanen reden können. Was man sieht, schließt alles je Gesehene aus. Man verliert das Gefühl für Dimensionen. Es gibt keine Maßstäbe dafür – es übersteigt den Sinn, den wir Menschen für Form und Farbe haben.

Niemand ist für den Anblick vorbereitet! Mitten in die Ebene hinein, in diese oberen Regionen der Erdoberfläche, ist es wie ein ungeheurer Einbruch. Die Erde ist bis in ihre Eingeweide gespalten, aufgerissen. Mit den Maßen der Menschen gemessen, ist sie bis auf 2000 Meter Tiefe aufgewühlt, gespalten; in einer Ausdehnung von 217 Meilen Länge, in einer Breite von 9 – 13 Meilen zieht sich die Schlucht – wie etwas Unermeßliches – eine Welt für sich. Die

gegenüberliegenden Ränder sind so weit, daß Bäume dem Auge nur wie ein Moos wahrnehmbar sind, und doch erscheinen sie bei der Durchsichtigkeit und Klarheit der Luft greifbar nahe.

Aber der Abgrund, die Spalte, die Schlucht ist bevölkert mit Tausenden von Bergen, alle unter dem Auge des Beschauers liegend, geheimnisvoller in ihrer Tiefe als alle Berggipfel der Alpen in ihrer Höhe.

186

Wie indische Tempel sind sie geformt, gemeißelt. Unten in der Tiefe die Leere, das Nichts. Und das Nichts eingerahmt von ungeheuren Wänden, oben weiß und gelb; dann in grauen und grünen Schichten aufgebaut; dann rot und violett in Flammen leuchtend. Tempel über Tempel baut sich auf; mit Türmen und Altären; in phantastischen Gruppen – sie streben auf zur Sonne wie Wolkengebilde – glorreich – undurchdringlich.

Sie schlafen und träumen – in Mystik gehüllt – die Schatten gleiten über sie hin; jetzt weiß; dann blau; dann violett; dann purpurn: ein Meer von Schatten. Jede Stunde ein neues Bild; ein anderer Cañon. Still; geheimnisvoll. Es ist eine Symphonie von Masse und Farbe, von Körper und Seele. Wie brennendes Feuer steigen die Farben auf. Sie leben, sie jauchzen, sie singen im Chor zu dem blauen Himmel empor. Greifbar die Wände, die Steine der Berge – und doch gespensterhaft wie ein Traum. Wild und chaotisch – und doch symmetrisch. Es scheint alles darzustellen, was die Menschen je versucht haben, mit Sprache und Musik und Bildern und Baukunst auszudrücken. Es ist eine Wildnis; aber sie ist von Gott bewohnt. Alles darin ist ursprünglich, unberührt, unberührbar – und doch vollendet, harmonisch. Es ist eine Welt und schließt die übrige Welt aus.

Es gibt kein anderes Stück Erde, Schöpfung, das so furchtbar, so gewaltig ist, so voller Wunder, voller Herrlichkeit, so undurchdringlich und majestätisch

187

– über alle Gedanken und alles Ersinnen der Menschen hinaus.

Die Sonne steigt, und die Sonne sinkt. Die Stunden zerrinnen. Immer neue Schatten fliegen über die Berge dieser Unterwelt. Immer neue Farben treten hervor. Immer neue Tempel und Altäre rücken in den Blick.

Wir fahren am Rande der Schlucht entlang, meilenweit, und sehen neue Berge in der Tiefe. Wir gehen am Abgrund entlang und sehen neue Zeichen und Formen an den Wänden. Wir sitzen und blicken hinab in jene erstarrten Welten. Aber es wird unwirklicher, traumhafter mit jeder Stunde. Man verliert das eigene Identitätsgefühl – man denkt in Hunderttausenden von Jahren. Man liest diese gigantische Schrift der schlafenden, in Stein gehauenen Natur.

Sie ist eindringlicher als alle Worte von Dichtern und alle Bildwerke von Menschenhand. Seit undenklichen Zeiten, lange schon vor allen Propheten und Heiligen, lange bevor Menschen lernten Figuren und Symbole in Stein zu schneiden, mögen Menschen erschauernd diese Wunder der Erde betrachtet haben, die Denkmäler der Zeit, das Werk von der Hand Gottes.

Das ist der große Cañon des Colorado.